ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 5 • MAI 1964 • PREIS DM 1,-



„Dein Kalle hat auch eine Fahrkarte für das Deutschlandtreffen bekommen?"
„Ja, weil er nie eine geschossen hat."

Zeichnung: Kurt Klamann

OBERST RICHTER antwortet

Unteroffizier Kabies fragt: Ich habe von den Meinungsverschiedenheiten zwischen der Sowjetunion und der Volksrepublik China gelesen. Ist damit auch die Waffenbrüderschaft in Frage gestellt?

Ich verstehe Ihre tiefe Sorge über den Konflikt zwischen der Führung der KP Chinas und der internationalen kommunistischen Bewegung, mit der KPdSU an der Spitze.

Es handelt sich tatsächlich darum, daß die Führer der KP Chinas in allen Grundfragen der Strategie und Taktik von der Leninschen Linie der kommunistischen Weltbewegung abgehen und in kleinbürgerliches Abenteurertum sowie in Großmacht-Chauvinismus verfallen. Das ist um so gefährlicher, weil sie sogar dazu übergehen, die kommunistische Weltbewegung zu spalten, und versuchen, den Konflikt auch auf die staatlichen Beziehungen zu den sozialistischen Ländern auszudehnen. Ist es da ein Wunder, wenn manche an der Waffentreue zweifeln?

Unsere Linie ist klar. Sie deckt sich uneingeschränkt mit dem Beschluß auf dem Februar-Plenum der KPdSU zu dieser Frage. Wir wollen auf keinen Fall Zwietracht und Uneinigkeit, weisen jedoch mit aller Entschiedenheit alle Verleumdungen und Angriffe gegen die KPdSU und andere Parteien sowie ihre Führungen sowie alle Entstellungen des Marxismus-Leninismus zurück. Das nützt einzig und allein nur unserem gemeinsamen Gegner. Aber das ist nur die eine Seite. Wir sind entschieden dafür, daß Klarheit geschaffen und so die Einheit der kommunistischen Weltbewegung weiter gefestigt wird. Das nützt allen friedliebenden Menschen am meisten.

Wir hegen nach wie vor große Achtung und tiefe Sympathie für das ganze chinesische Volk, insbesondere für seine heldenhaften Kämpfer der Chinesischen Volksbefreiungsarmee. Von der Waffentreue dieser Kämpfer sind wir zütiefst überzeugt. Nicht nur, weil sie diese im Kampf um ihre Freiheit selbst erlebt, sondern später auch unter Einsatz ihres Lebens praktiziert haben. Wir werden die guten Traditionen der deutsch-chinesischen Freundschaft jederzeit hochhalten.

Was die chinesischen Führer betrifft, so haben sie nicht nur einmal ihre Treue zu den Prinzipien des proletarischen Internationalismus beteuert. Ich meine, sie sollen sich an weiter nichts wie an das halten, was sie selbst im Bündnisvertrag zwischen der UdSSR und der VR China vom 14. Februar 1950 zur militärischen Waffenhilfe mit Unterschrift und Siegel bekräftigten, und an das, was von dem chinesischen Ministerpräsidenten Tschou En-lai erst im Februar dieses Jahres erneut in einem Fernsehinterview mit folgenden Worten beschworen wurde:

„... Was immer auch geschehen mag, in jedem Sturm, der in der Weltarena ausbricht, werden das sowjetische und das chinesische Volk brüderlich zusammenstehen. Die Versuche von Imperialismus und Reaktion, die Differenzen zwischen uns und der sowjetischen Führung auszunutzen, sind in allen Ländern zum Scheitern verurteilt."

Was jedoch die Staaten des Warschauer Vertrages angeht, so läßt ihre Prinzipientreue in den waffenbrüderlichen Beziehungen im Fall eines imperialistischen Angriffs keinen Zweifel zu.

Gefreiter Heym fragt: Warum gibt es bei uns nicht wie in anderen sozialistischen Armeen Bestenabzeichen?

Es wird derartige Abzeichen auch in unserer Armee geben. Ich habe die Entwürfe selbst gesehen. Sie gefallen mir und werden sicher auch Ihnen gefallen. Die ersten werden es sicher schon stolz am 15. Jahrestag der DDR anheften können.

Deshalb gebe ich Ihnen den guten Rat, den Aufruf eines Panzerregiments aufmerksam zu lesen und sich schon jetzt darauf zu orientieren, das Abzeichen zu erringen – denn es will verdient sein. Da steht am Anfang Ihre konkrete Verpflichtung und Ihr fester Wille, in allen militärischen Ausbildungsfächern, besonders in der Taktik, gute Ergebnisse zu erreichen. Und dann sind da die Normen!

Ich meine solche, wie sie bereits für bestimmte Aufgaben in der Ausbildung bestehen: Mindestens „gut" müssen Sie da schon schaffen! Leben Sie nach der Dienstvorschrift. Das wird ebenfalls ein Erfordernis sein. Bleibt noch zu sagen, daß es auch mehrfach verliehen wird. Ich jedenfalls würde mich freuen, Ihnen zum ersten meine Glückwünsche sagen zu können.

Ihr Oberst

Richter

Zu vielseitig?



Ich finde, für eine militärische Zeitschrift ist noch zu viel anderes drin, was nicht reingehört, z. B. ist Spatz Schlaukopf überflüssig, denn Reservisten arbeiten schließlich überall. Man vermißt Beiträge allgemein interessierender Art.

Heinz Koewins, Thalheim

Wir sind gespannt auf die Meinungen unserer Leser.

Wo bist Du geblieben?

Bei einem Manöverball lernte ich am 12. 2. 1964 in Görlitz einen netten, sympathischen Soldaten kennen. Vielleicht kann er sich meiner erinnern!

Eveline Ludwig, Görlitz,
Karl-Liebknecht-Straße 52

Nicht in einen Topf

(Meinungen zum Beitrag „Müssen Soldaten so sein" in Heft 3)

Liebes Fräulein Margitta! Sie sollten nicht alle Soldaten in einen Topf werfen.

Unteroffizier Hahnel, Peitz

Ich bin bis jetzt auf vielen Manöverbällen gewesen. Es gefiel mir immer sehr gut.

Monika Aue, Berlin-Pankow

Ein Uniformträger wird oft mit weit kritischeren Augen betrachtet, als ein junger Mann in Zivil. Warum auch nicht?

Wolfgang Pollner, Annaberg-Buchholz

Es sieht nicht schön aus, wenn ein Armeeangehöriger sich flegelhaft benimmt. Es fällt ja letzten Endes auf das Ansehen der ganzen Armee zurück.

Renate Jaeger, Rostock

Ich habe schon lange meine Meinung über unsere Soldaten geändert. Zu ihren Gunsten. Mein Mann war ja auch dabei.

Heidi Dunkel, Hoyerswerda



Ein Mädchen kann auch durchaus einen Tanz ablehnen, wenn ihm der Partner nicht gefällt. Das hat was mit Gleichberechtigung zu tun. Die Soldaten fordern ja auch nur die Mädchen auf, die ihnen gefallen. Die andern bleiben sitzen. Es gibt sogenannte Mauerblümchen. Warum sollte es nicht auch mal eine Art „Mauerkaktus" geben?

Günter Striegler, Berlin

Was war das?

Gab es bei der faschistischen Armee ein Kettenkrad?

Harry Iwanowsky, Wilkau-Haßlau

Das Kettenkrad war ein leichtes Kfz., das als Lastenträger und leichtes Zugmittel eingesetzt wurde. Es war 3 m lang und 1 m breit. Ein 34-PS-Opelmotor verlieh ihm auf der Straße eine Geschwindigkeit von 70 km/h. Insgesamt wurden etwa 8000 Stück hergestellt. Dieser Typ bewährte sich jedoch nicht.

Prüfung erforderlich

Ich war 1956 bei der Armee. Panzerfahrer. Damals gab es leider noch nicht das Klassifizierungsabzeichen. Kann ich es noch nachträglich erhalten?

Herbert Linke, Weißwasser

Nach den Verleihungsbedingungen ist das nicht möglich. Sie müßten dazu eine Prüfung nach genau formulierten Bedingungen ablegen.

6 : 0

Ich lese das Soldatenmagazin sehr aufmerksam, vor allem wegen der sehr lehrreichen und interessanten militärischen Beiträge – ein ganz klein wenig aber auch wegen der netten Rückseiten und „gewisser" Innenseiten, die nicht nur mir, sondern auch meiner Frau und meinen vier Töchtern bestens gefallen (und das will was heißen!).

Eberhard Krause, Gera

Nicht allein

Durch die AR fühle ich mich mit meinem Mann, der auch für drei Jahre Unteroffizier ist, verbunden und lerne den Dienst und die Pflichten und Sorgen im Soldatenleben besser kennen. Auch meine Sorgen kann ich der AR anvertrauen, und ich kann gewiß sein, daß sie mir hilft. Das sage ich aus eigener Erfahrung, denn vor wenigen Wochen half man mir rasch über ein sorgenvolles Problem hinweg. Das erfüllt mich sehr mit Dank und Vertrauen zur AR. Man weiß doch, daß man nicht allein steht, solange der Ehemann seinen Dienst versieht.

Inge Hausmann, Mittelhausen

Umfangreiches Programm

Wie geht die Ausbildung eines Offiziersschülers vonstatten und wieviel Gehalt bekommt er?

Bärbel Teßmer, Frankfurt (Oder)

Die Ausbildung dauert je nach Waffengattung drei oder vier Jahre. Sie gliedert sich in die gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung, die allgemeine militärische Ausbildung, die Grundlagenausbildung und die Spezialausbildung. Die Dienstbezüge richten sich nach dem Lehrjahr: im ersten Jahr 200,– DM monatlich, in jedem weiteren Jahr 100,– DM mehr.

Achtzehn Tage garantiert

Wenn ich vor der Einberufung meinen Urlaub im Betrieb nehme, bekomme ich da bei der Armee nochmal Urlaub?

Sepp Hofmeister, Zwickau

Wenn Sie im Betrieb schon Ihren Jahresurlaub genommen haben, bekommen Sie unabhängig davon die Ihnen als Wehrpflichtigen zustehenden 18 Tage Urlaub – einen Tag pro Monat der Dienstzeit.



Hört, hört!

Ich gehöre bis jetzt noch nicht zu den Abonnenten des Soldatenmagazins. Bin aber, wenn jeden Monat so hübsche Mädchen zu sehen sind, nicht abgeneigt, die „Armee-Rundschau" zu bestellen.

Unteroffizier Weber, Leipzig

Vignetten: Arndt

Quittiertes

Zu unserer Kritik an der Wasserversorgung in Marienberg (4/1964) teilt uns der Rat des Bezirkes Karl-Marx-Stadt u. a. mit: Die unbefriedigende Wasserversorgung im Gelände der Kasernenblocks ist den örtlichen Organen bekannt. Von ihnen wurde zur Verbesserung der Lage eine Verstärkung der Leitung vom Markt bis zur Kaserne vorgesehen. Mit diesem Vorhaben tritt keine Veränderung bezüglich des Drucks in der Kaserne ein. Es sind umfassende Maßnahmen notwendig. Diese Aufgabe wurde bei Planaufstellung 1963 aufgenommen und ist Bestandteil des Volkswirtschaftsplanes.

stsack . . . postsack . . . postsack

„Worüber haben Sie sich im letzten Monat gefreut und worüber haben Sie sich geärgert?" fragten wir den Stabsgefreiten Martens, Kraftfahrer im Truppenteil Gürnth. Er antwortete:

Mit einem heiteren



Vor kurzem haben wir unsere Fahrzeuge auf die Sommernutzung umgestellt. Ich bekam bei der Inspektion die Note „sehr gut". Darüber habe ich mich natürlich sehr gefreut. Das ist eine Prüfung für jeden Kraftfahrer: Was hast Du gelernt? Diesmal aber besonders. Einige Genossen und auch ich gehen in die Reserve, und da wollten wir unseren Nachfolgern völlig einwandfreie Fahrzeuge übergeben.

und einem nassen



Aber manchmal passieren Sachen, die gehen einem wirklich über die Hutschnur. Ich will ganz schweigen von einigen Kleinigkeiten, von den einfachsten Ersatzteilen wie Schmiernippeln oder Düseneinsätzen, die man manchmal nicht bekommt. Reden möchte ich aber über meinen GAS. Das war während der Vorbereitung auf die Inspektion. Plötzlich war meine Hinterachse im Eimer und mußte gewechselt werden. Ich erhielt Befehl, sie bis zum nächsten Morgen auszubauen. Aber nach drei Tagen lag die alte Achse noch da und wurde erst nach weiteren zwei Tagen von der Werkstatt des Verbandes zum Lager gebracht. Am späten Nachmittag dieses Tages – das war der 25. März – erhielt ich eine generalüberholte Achse. Also bauten wir die neue Achse ein. Die Anschlüsse für die Bremsleitungen paßten nicht. Sie wurden passend gemacht. Dann stellten wir fest, daß die Bremszylinder undicht waren. Es sollte Sand drin sein. Sie wurden gewaschen. Aber sie waren und blieben undicht, die ganze Bremsflüssigkeit lief aus. Und das bei einer generalüberholten Achse. Was blieb uns übrig? Wir mußten ins Lager fahren, aus der alten Hinterachse die Bremszylinder aus- und bei der neuen einbauen. Endergebnis: Insgesamt dauerte es 15 Tage, bis mein Wagen wieder einsatzbereit war. Was ich davon halten soll, weiß ich nicht.

AR fragt deshalb Oberstleutnant Brenning und Oberleutnant Buschmann vom Stab des Verbandes Tschitschke: Wie denken Sie darüber und wie wollen Sie solche Dinge verhindern?

Unsere Gastgeschenke

von



Als die „AR" sagte: „Wir bringen Sie auf Ihre LPG nach Teutschenthal, damit Sie uns Ihre Eindrücke vom Besuch des sowjetischen Verteidigungsministers schildern", da freute ich mich: 1. darüber, daß mein Kommandeur den Kraftfahrer Boche fahren ließ, mit mir also offenbar zufrieden ist, 2. daß ich zu meiner Familie konnte und 3. daß ich, der einfache Soldat und Gärtner, einem, ja dem höchsten Marschall begegnen sollte. Ich hatte schon viele einfache Sowjetsoldaten kennengelernt. Auf dem Schießplatz haben wir manchmal zusammen mit einem mit Gras ausgestopften Handschuh Fußball gespielt. Es waren prima Kerle. Aber wie würde ihr höchster Vorgesetzter sein? Und ich dachte auch daran, daß mein Vater 1943 im Donezbecken gefallen war und Mutter das immer noch nicht verwunden hat.

Als ich unserem LPG-Vorsitzenden verkündete: „Ich will dem Marschall eine Zeichnung aus unserer Einheit überreichen und – wenn möglich – auch persönlich sprechen", sagte er: „Der Ablauf des Besuches ist genau festgelegt, denn der Marschall wird schon am frühen Nachmittag in Leuna erwartet. Aber vielleicht kann ich dich am Schluß des Besuches vorstellen, wenn ich unser Gastgeschenk übergebe."

Mit Neid blickte ich auf dieses Gastgeschenk, auf das Merino-Fleischschaf, über das der Schäfer gerade die Journalisten aufklärte: „Frauen essen meist kein Hammelfleisch, aber den Schweiß aus der Schafwolle schmieren sie sich als Lippenstift ins Gesicht." Ich sagte mir: „Der Ausgang ist ungewiß, also nutze die Zeit, schieß ein Foto!" Und da kamen auch schon die Gäste, und unser Vorsitzender begann die Führung: „Hier, Genosse Marschall, sehen Sie eine Maschine . . .", worauf ihn der Marschall lächelnd unterbrach: „Bisher sehen wir nur Fotokorrespondenten!" Zu den derart „Kritisierten"

gehörte auch ich. Aber ich hatte meine Aufnahme und dazu die Beobachtung, daß er ein lustiger Mensch war, der Marschall. Jetzt noch ein Autogramm, war mein Gedanke.

Unser Vorsitzender erwähnte gerade, daß wir noch kein chemisches Mittel gegen Unkraut bei Zuckerrüben besitzen, worauf der Marschall meinte: „Aber Sie haben doch eine entwickeltere chemische Industrie als wir." Ich dachte: Da hat der Marschall sacht den Vorwurf an die Forscher ausgesprochen, den wir im Vorstand oft viel drastischer ausdrückten. Aber davon hatte ich noch kein Autogramm, und die Unterhaltung unterbrechen – das ging auch nicht. Jetzt übernahm unser technischer Leiter die Führung und erwähnte besonders seine in der Sowjetunion gesammelten Erfahrungen. Genosse Malinowski schwächte das mit den Worten ab: „Aber Sie haben doch hier höhere Erträge!" Ich sagte mir: „Diese Offenheit gefällt dir. Einerseits hält er mit einer Kritik nicht hinter dem Berge, andererseits erkennt er unsere Leistung rückhaltlos an. Jetzt noch dein Autogramm..." Und ich machte einen Schritt nach vorn – da wurde ich von einem Oberstleutnant am Ärmel gezupft. ‚Wer ich sei, daß ich dem Marschall andauernd vor den Füßen herumlaufe?' Auf meine Antwort: „Ich bin Mitglied dieser LPG", war alles in Ordnung, nur die günstige Gelegenheit für das Autogramm war futsch.

Gegessen wurde im Schloß, das einst – wie auch unser Boden – dem „deutschen Zuckerkönig" gehört hatte. Ich saß dem Marschall genau gegenüber, aber am anderen Ende des Saales: also 15 Meter von meinem Autogramm entfernt, doch mit guter Sicht. Es gab eine große Wurst, Schweinebauch und Sauerkohl, und der Marschall langte tüchtig zu. War es Höflichkeit, oder schmeckte ihm die deutsche Kost? Jedenfalls fühlte er sich wohl bei uns, soviel ist sicher.

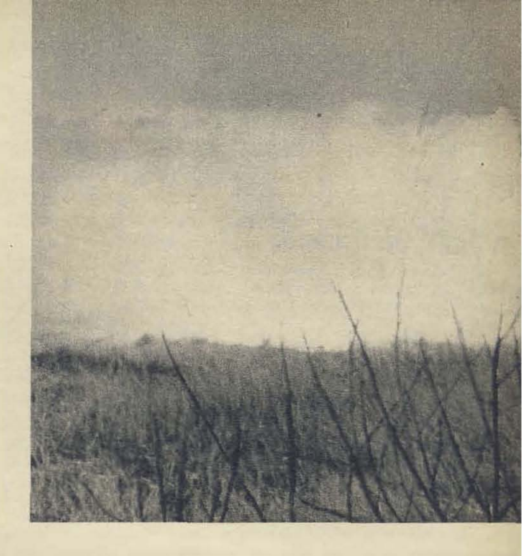
Schließlich wurde unter allgemeiner Heiterkeit das Gastgeschenk der LPG hereingeführt, das Schaf. Wie man es bei einem kleinen Kinde tut, streichelte der Marschall das Tier. Offenbar war es von dieser Ehre so aufgeregt, daß es... aber da fragen Sie besser die Hose des Bildreporters, der hinter dem Tier stand. Aufgeregt war kurz darauf aber auch ich, als mich unser Vorsitzender vorstellte und ich mit dem Bild und meiner Tischkarte, auf die ich mir das Autogramm geben lassen wollte, nach vorn marschierte. Der Marschall fragte mich, ob ich das Bild selbst gemalt habe, und er wünschte mir alles Gute. In meiner Aufregung habe ich nicht auf die Worte im einzelnen geachtet, ich hatte nur den Eindruck: Er müßte auch ein guter Vater sein. Erst als ich wieder auf meinem Platz saß, wurde ich gewahr, daß ich in der Hand noch eine Tischkarte **ohne** Autogramm hielt. Ich hatte es völlig vergessen. Kurz entschlossen marschierte ich deshalb nochmals nach vorn, vorbei an den Generalen – ich hatte noch nie so viel auf einem Fleck gesehen – und erhielt auch mein Autogramm.

Später erzählte ich alles der Mutter, auch die letzten Worte des Marschalls. Unter Anspielung auf das Essen hatte er gesagt: „Die Bäuerinnen sind eben noch besser als die Bauern." Und danach: „Je mehr Fleisch, je mehr Zuckerrüben Sie erzeugen, desto fester wird die DDR. Ich wünsche Ihnen und Ihrer schönen LPG weitere Erfolge." Und ich erzählte auch meinen eigenen Eindruck: „Der Marschall ist ein einfacher, offener Mensch, zu dem man Vertrauen haben kann. Es ist schön zu wissen, daß solch ein Mann an der Spitze unserer größten Bruderarmee steht." Mutter sagte darauf nachdenklich: „Ich glaube schon, es ist richtig so, wie ihr es heute macht."

Was soll ich zum Schluß sagen? Sie werden sicherlich verstehen, daß mein Foto von Marschall Malinowski – und natürlich auch sein Autogramm – mich immer an das schönste Erlebnis meiner Armeezeit erinnern werden.



Soldatenherzen





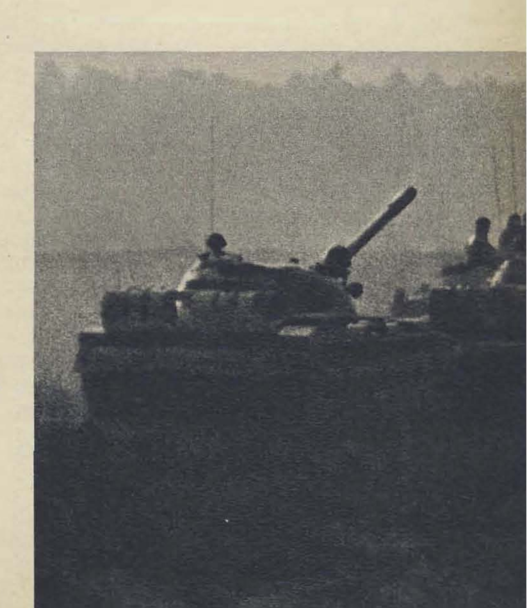
im gleichen Takt

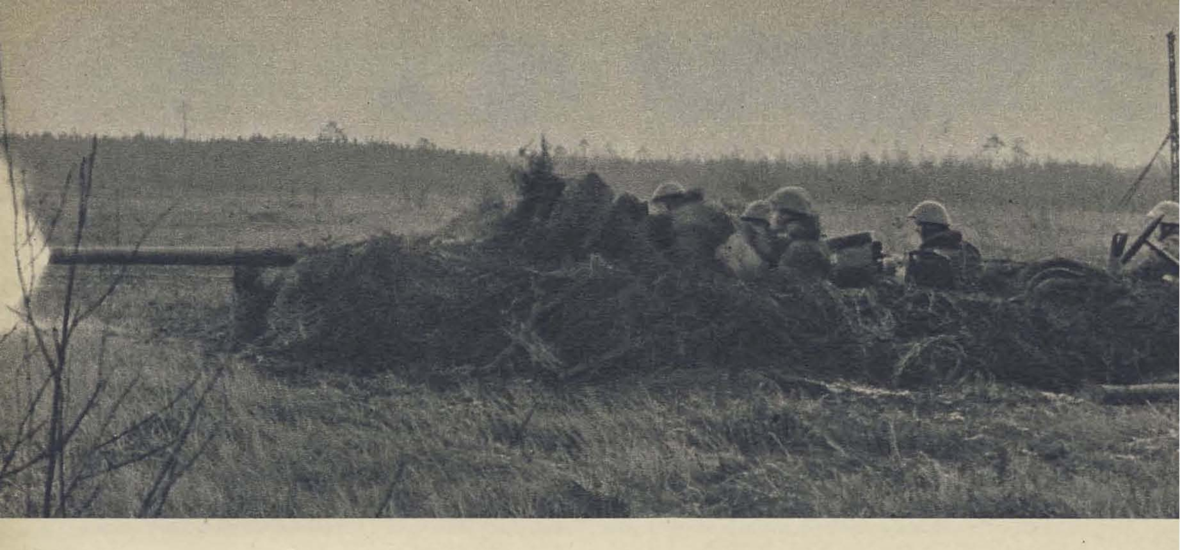
▲
Kräfteverteilung, Gefechtsabschnitt, Gefechtsordnung – alles klar? Jawohl! Charascho! Man ist sich einig. Die gemeinsame Luftlandeeinheit kann starten.

Bild oben rechts: Die deutsche Pak-Batterie wehrt einen Panzerangriff des „Gegners" auf die rechte Flanke ab.

Bild Mitte rechts: „Den Soldaten Alexander Ostrowski würde ich sofort in meinen Funktrupp aufnehmen", meint Unteroffizier Schmieder und denkt heimlich: Von dem könnte ich bestimmt gut Russisch lernen.

Während die Spitzenkräfte dem sich zurückziehenden ▶ Gegner dicht auf den Fersen bleiben, formieren sich die übrigen Fahrzeuge zu Kolonnen, um den vorrückenden Einheiten auf zwei Marschstraßen zu folgen.







Der Tag begann mit dem üblichen „Nachtruhe beenden!" und „Raustreten zum Frühsport!" Und doch war vieles ungewöhnlich an diesem Morgen für die Soldaten des 1. Bataillons. Seit dem vergangenen Abend waren sie Gäste auf einem sowjetischen Schießplatz. Nicht alltäglich war für die jungen Soldaten auch, was ihnen der Kommandeur des sowjetischen Panzerregiments, mit dem sie gemeinsam angetreten waren, erklärte: Sie sollten Elemente einer gemeinsamen Übung trainieren!

Natürlich war das Wort Waffenbrüderschaft für jeden von ihnen ein fester Begriff mit gutem Klang – ebenso wie gegenseitige Hilfe und das vielzitierte „Seite an Seite". Doch jetzt wurde es eben konkret. Ob das nicht Schwierigkeiten geben wird?, dachte mancher. Mit der Verständigung zum Beispiel. Ängstlich lauschten einige SPW-Kommandanten in den Kopfhörer, wühlten angestrengt den recht kargen Vokabelschatz ihrer Schulkenntnisse durch. Doch dann geschahen plötzlich ganz einfache Dinge. Zwei Signalflaggen, vom Stabschef des sowjetischen Regiments hochgehoben und schnell seitwärts nach



Soldatenherzen

unten geschlagen, brachten mit einem Mal die Soldaten in Bewegung, die sowjetischen — und die deutschen. Ruck-zuck standen sie neben ihren Fahrzeugen, saßen auf. Und wer es noch nicht gewußt hatte, dem dämmerte es nun: Natürlich, einheitliche Signale.
Es ging also weiter wie gewohnt! Bald merkten auch die Panzerleute, daß sie nicht nur die gleichen Kampfwagen fuhren, wie ihre Genossen in den dunkelblauen Kombis, sondern auch nach denselben taktischen Grundbegriffen operierten. Schwer festzustellen, wo die sowjetische Kompanie aufhörte und die deutsche begann. Schnafte! Dufte! Knorke! war auf den Gesichtern zu lesen. Klar, was das ist: Gemeinsamkeit, Einheitlichkeit, Unbesiegbarkeit!
Allerdings, wenn man einen Freund völlig verstehen will, muß man auch seine Sprache beherrschen — das merkten die Funker. Natürlich sind Morsezeichen international. Aber was machen Artilleristen, die ohne Sprechfunk nicht ganz auskommen können? Nicht immer findet man einen Soldaten Ostrowski, der ebenfalls Funker ist und eine Eins im Fremdsprachenfach Deutsch hatte. Wohl freute sich der deutsche Funktruppführer Unteroffizier Schmieder über das Kompliment Ostrowskis, als dieser am zweiten Hörer die Arbeit des Funktrupps verfolgte und sagte: „Die Genossen der NVA sind ausgezeichnete Freunde, ich bin sicher, daß sie genau solche guten Soldaten sind!“ Doch dann wurmte es ihn mächtig, daß er eine ebenso herzliche Erwiderung nicht auf Russisch zustande brachte. Von dem Ostrowski kann man was lernen, dachte er.

im gleichen Takt



Schnell müssen die Soldaten die Maschinen verlassen und sofort den Kampf aufnehmen. Ebenso schnell verlassen die Hubschrauber den Landeplatz.



Aber nicht nur die Funker profitierten. Die sowjetischen und deutschen Artilleristen, die einen mit ihren Haubitzen, die anderen mit ihren Kanonen, fuhren zu den Feuerstellungen. Der sowjetische Batteriechef machte einen Vorschlag, und der deutsche Oberleutnant staunte: Eine bessere Stellung hätte er für seine Kanonen auch nicht gefunden. „Na ja", meinte der sowjetische Offizier lächelnd, „für Kanonen ist die beste Feuerstellung gerade gut genug. Ich hatte auch einmal das gleiche System."

Die Idee der Übung sah eine Luftlandung vor. „Wenn es gelingt, den Gegner zu überraschen, dann ist der Erfolg sicher!" meinte der Kommandeur dieser gemeinsamen Gruppe, Major Pascheswili.

„Die Soldaten müssen schnell einsteigen, noch schneller wieder herauskommen und sofort den Kampf aufnehmen!"

Alsbald erzitterten die Hubschrauber, deren Motoren abgestellt waren, unter den schweren Soldatenstiefeln. Doch es fällt kein Meister vom Himmel. Immer wieder erdröhnte der Laufschritt, klappten Türen, sprangen Soldaten. Die letzten waren noch nicht draußen, da stürmten die ersten schon in Schützenkette voran.

Für die deutschen Soldaten, ausnahmslos junge Wehrpflichtige, war das eine neue und deshalb schwierige Übung. Mancher kam ins Stolpern. Aber ohne viele Worte sprang dann der sowjetische Nebenmann hinzu, fing die herunterfallende Waffe auf und legte sie nun aber auf die richtige Schulter des Waffenbruders, so daß sie beim Aussteigen nicht mehr störte. Und bald lief auch hier alles wie an ganz gewöhnlichen Ausbildungstagen. Exakt, konzentriert und ohne jede besondere Aufregung. Wären nicht die unterschiedlichen Uniformen gewesen – ein

Soldatenherzen



im gleichen Takt



Appetit haben Soldaten immer, sagten sich die LPG-Bauern von Seyda und Mark-Zweuschen und schlachteten schnell zwei Schweine. Auch der Bäcker wollte nicht nachstehen und reichte zum Nachtisch Pfannkuchen.

Außenstehender hätte geschworen, Soldaten einer strukturmäßig zusammengehörenden Einheit verrichteten ihren üblichen Dienst. Wenn man die Sache im etwas größeren Maßstabe betrachtet, stimmt es ja eigentlich auch.
So war es dann wohl nicht verwunderlich, daß sich die Bauern von der LPG Mark-Zweuschen und die aus Seyda eine besondere Überraschung ausdachten. Sie wußten von dem Geschehen auf dem nahen Truppenübungsplatz, schlachteten zwei Schweine und bewirteten die rastenden Soldaten ohne Unterschied, ob sie mit „spassiba" oder „danke" das Gereichte entgegennahmen. „Eßt Jungs, ihr habt's verdient!" sagte LPG-Zimmermann Grelle. „Sorgt gemeinsam nur gut dafür, daß es keinen Krieg gibt, dann können wir für euch jede Woche ein Schwein schlachten!"

Major Gebauer



Die Seydaer Mädchen begeisterten Panzerfahrer Scherimow mit ihren guten Russischkenntnissen.

Die großen Lügen I

Lüge und Betrug, Demagogie und Roßtäuscherei – sie sind das Thema Nr. 1 für das Sprichwort, nicht die Liebe. „Im trüben ist gut fischen", „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man" sowie die vielen anderen bildhaft formulierten Erfahrungen – sie sind wie kleine scharfe Messerchen. Ihre Herkunft geht bis auf Homer und Tacitus zurück, und doch, auf den westdeutschen Staatskörper angesetzt, scheinen sie erst gestern geschmiedet und geschliffen. An einige der gemeinsten – weil übelsten und gefährlichsten – Lügen, die von „drüben" zu uns herüberschallen, wird die „AR" das Messer setzen.

Von Major H. Huth

„Wir sind doch alle Deutsche!"

Der Betrug, der hüllt sich täuschend ein in große Worte und in der Sprache rednerischen Schmuck.

Es war an einem kalten Wintertag an der Staatsgrenze, ungefähr da, wo früher einmal Mecklenburg an die Mark Brandenburg grenzte. Peter L. ist auf Kontrollstreife. „Wie immer: nichts los!" hat er gerade zu seinem Streifenposten gesagt, da entdecken beide jenseits der Grenze einen Westzöllner, der daher – fast möchte man sagen: geschlendert – kommt. Er winkt, dann wirft er ein glänzendes Päckchen herüber. „Vor zwei Jahren", denkt Peter L., „haben sie uns oft ‚Kommunistenschweine' geschimpft. Heute werfen sie Zigaretten. Ob die drüben friedlicher geworden sind?" Und er erinnert sich auch eines Flugblattes, das vorige Woche auf seinen Grenzabschnitt herunterfiel und das sie im Politunterricht besprochen hatten. Die Anrede hatte gelautet: „Liebe junge Landsleute in Uniform!" Und dann hatte es geheißen: „Wir sind doch alle Deutsche und gehören zusammen!"

Alle Deutsche? Peter L. denkt an die Exkursion, die er mit der FDJ-Gruppe nach Buchenwald gemacht hatte. Waren es nicht auch alles Deutsche, die damals vor zwanzig Jahren, im August 1944, in einem LKW ins Lager gefahren waren? Dann fielen ein paar Schüsse, und Ernst Thälmann war nicht mehr. Am Lagertor aber prangte in geschmiedeten Lettern der Spruch: „Arbeit macht frei!" Welch schmutzige Arbeit indes die einen Deutschen an den anderen leisteten, konnten nur wenige sehen, die hinter dem Tor waren. Und Peter L. sagt sich angesichts des winkenden Zöllners erneut: „Immer auf das, was dahinter geschieht, kommt es an..."

Auf der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land... mitten darinnen liegt die alte Heidestadt Ülzen. Unter dem Kaiser war Ülzen einmal Garnisonsstadt. Jetzt ist sie es mit dem Einzug des Stabes der Grenzschutzgruppe 6 des Bundesgrenzschutzes wieder geworden.

Für die Soldaten des BGS ist Unterricht angesetzt: Gesetzeskunde. Ein Wachtmeister trägt die Bestimmungen über den Schußwaffengebrauch vor: Von der Waffe soll im Grenzdienst Gebrauch gemacht werden zur „Verhinderung der Flucht von Personen, die sich wiederholter Aufforderung zur Überprüfung ihrer Person... durch die Flucht zu entziehen versuchen." Könnte Peter L. diesem Unterricht zuschauen, würde er sagen: „Eine in allen Ländern übliche Regelung. Aber weshalb erregen die sich über unsere Befehle?!"

Der Wachtmeister in Ülzen trägt auch jene Bestimmung vor: Die Waffe wird „gegen eine Menschenmenge" eingesetzt zur „Abwehr oder Verhinderung von Gewalttaten, die von einer Menschenmenge oder aus einer Menschenmenge heraus begangen werden oder unmittelbar bevorstehen, wenn Zwangsmaßnahmen gegen einzelne nicht zum Ziele führen oder voraussichtlich keinen Erfolg versprechen". Und dann spielt der Wachtmeister in Ülzen mit seinen Leuten seine Bestimmungen durch: „Halt! BGS!" – „Halt oder ich schieße!" Und danach würde in Wirklichkeit geschossen. Der Grenzsoldat Peter L. aber würde zum Schußwaffengebrauch „gegen eine Menschenmenge" sagen: „Da haben sie also wieder Gesetze, um eines Tages gegen die eigenen Arbeiter vorzugehen. Auf der Lüneburger Heide... rote Hirsche woll'n wir jagen in dem wunderschönen Wald – welch einen Doppelsinn geben sie diesem alten Volkslied. Und es sind auch Deutsche!"

Und auch das geschieht dahinter, nur 40 Kilometer von Ülzen entfernt. Munsterlager. Hier wurde einst die Panzerwaffe der Faschisten geschmiedet. Nicht allzuviel hat sich geändert seitdem. Auch eine Panzertruppenschule gibt es – mit den Lehroffizieren von Zitzewitz, Graf zu Dohna, von der Trencks, von Ostau. Daß diese „Vons" ihre Rittergüter östlich der Elbe nicht verschmerzt haben, kann man sich denken, Johannes Rieger aber hat es persönlich erfahren. – 1956 war er republikflüchtig geworden. Auf jener Panzertruppenschule war er zuletzt Hörsaalfeldwebel. Er arbeitete auch für den sogenannten Militärischen Abwehrdienst: Er hatte die Post zu kontrollieren, darauf zu achten, mit welchen Frauen sich die Fähnriche abgaben, und – vor allem – ob sie „Ostbeziehungen" besaßen. Als er sich

„Wirf doch dein Geweih ab, schließlich sind wir doch Brüder und Schwestern!"



weigerte, seinen besten Freund zu bespitzeln, wurde er von der Schulleitung ins Gebet genommen. Und sie stellte ihm die Frage: „Wenn Krieg wäre und Sie kämen mit Ihrer Vorausabteilung nach Weimar, würden Sie auch bereit sein, Ihre dort lebenden Eltern und Geschwister festzunehmen, verhören und gegebenenfalls sogar exekutieren zu lassen – ja oder nein?" Dem verständlichen „Nein!" aber folgte die disziplinarische Bestrafung und die Versetzung als Schreibstubenunteroffizier nach Bremen. Und auch das geschieht dahinter. 100 Kilometer nördlich vom Munsterlager, bei Cuxhaven. Anfang Dezember starteten hier Raketen, die ausschließlich in Westdeutschland entwickelt und produziert waren. Ihre Länge betrug 3,5 Meter, ihre Reichweite 145 Kilometer. Das Interesse der Bundeswehr offenbarte die Anwesenheit des Korvettenkapitäns Wriedt. Verantwortlich aber zeichnete eine anonyme „Waffen- und Luftrüstungs-AG", hinter der sich 40 Betriebe

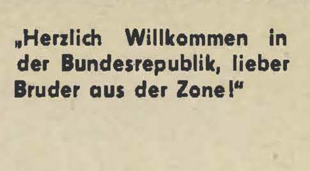
„Liebe Brüder und Schwestern... (na, wartet, euch Brüder schaffe ich auch noch!)"

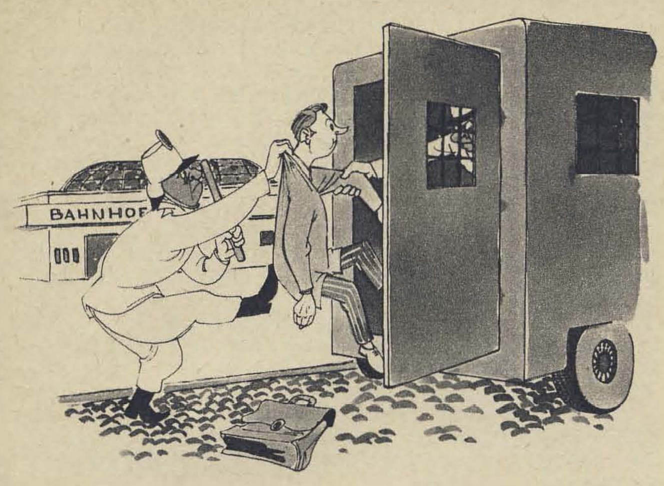
der Bundesrepublik verbergen. Millionen Tote waren für die Monopole Milliardengewinne, und die Rüstung soll ihnen wieder einmal Extraprofite bringen. Der westdeutsche Bund der Industriellen drückt das natürlich vornehmer aus: der anfängliche „Ohne-mich-Standpunkt" habe „einer realistischeren Auffassung Platz gemacht". Und es sind alles Deutsche im Bund der (vornehmen) Industriellen.

Und auch das geschieht hinter den winkenden Zöllnern, unweit von Cuxhaven nur. Hamburg. Hier hat der Springerkonzern seinen Sitz. Fünf Millionen Zeitungen druckt dieser Verlag täglich, das sind fünfmillionenmal die 5 B: Baby, Beten, Biest, Busen, Blut, von denen die Leser dumm wie die Hühner aber blutrünstig wie die Wölfe werden sollen (Erich Kuby). „Macht das Tor auf, wir sind doch alle Deutsche!" schreibt die „Bild-Zeitung", Springers Millionenabendblatt, und sie gefällt sich sogar mit der Losung: „Seid nett zueinander". Wie (un)ernst das gemeint ist, hat „Bild" oft genug bewiesen: Westdeutsche Kaufleute, die zur Leipziger Messe fahren und damit etwas Praktisches dafür tun, daß die Deutschen nicht aufeinander schießen, erhalten von „Bild" die „netten" Worte: „Was die 380 Firmen tun, ist Landesverrat. Geschäft ist eben Geschäft. Und ein Schwein bleibt eben ein Schwein, auch wenn es gewaschen ist."

Springer war auch so nett, zu gestatten, von seinem Grundstück in der Kochstraße 34 in Westberlin einen Tunnel in den demokratischen Teil der Stadt vorzutreiben. Am 19. Juni 1962 drang der 31 Jahre alte Rudolf Müller – Fernsehkameras und Bildjournalisten hatten bereits ihre Stellungen bezogen – über die Staatsgrenze und erschoß den Grenzer Reinhold Huhn. Und während die „Sensationsfotos" bereits in die Chemiegrafie gingen, prosteten die Springerredakteure dem Mörder Müller zu, mit Sekt, das war er ihnen wert. Und es waren alle Deutsche – der Mörder, der Ermordete und die Lügenbolde der Springerpresse.

So entpuppt sich das fromme: „Wir sind doch alle Deutsche!" als ein Schlagwort, das vor dem Totschlag kommt, als eine billige Losung, die


„Herzlich Willkommen in der Bundesrepublik, lieber Bruder aus der Zone!"



„Die Unterhose lasse ich dir noch, wir wollen ja brüderlich teilen."



Zeichnungen: Klaus Arndt

uns teuer zu stehen kommen soll, weil, würden wir dran glauben, viele dran glauben müßten. Dabei ist die Springerpresse nicht jeglicher Logik bar. Wenn alle Deutschen Brüder sind, die Kommunisten aber hassens-, verdammens-, des Vernichtens wert, dann müßten logisch ... ja, die Springerredakteure haben es auch herausgefunden: „Die Kommunisten sind Vaterlandsverräter. Ihnen ist der Kommunismus alles, Deutschland aber nichts."

Ein echter Hamburger Sohn gab darauf bereits vor 20 Jahren eine Antwort. Ernst Thälmann schrieb im Gefängnis – und sein Bekenntnis ist um so beweiskräftiger, da es angesichts des Todes abgelegt wurde: „Mein Volk, dem ich angehöre, und das ich liebe, ist das deutsche Volk, und meine Nation, die ich mit großem Stolz verehre, ist die deutsche Nation, eine ritterliche, stolze harte Nation." ...

An einem kalten Wintertag ist der Grenzsoldat Peter L. auf Kontrollstreife. Jenseits der Grenze noch immer der winkende Westzöllner. „Die denken wohl, bei einem Mecklenburger haben sie Glück?" sagt er mit einem ironischen Blick auf die Schachtel „HB". Und er erinnert sich wieder eines Spruches vom alten Fürsten Bismarck: „Wer den Weltuntergang ohne Schädigung erleben will, der muß nach Mecklenburg ziehen, denn dort merkt man das öffentliche Geschehen erst ein Jahrhundert später als auf der übrigen Erde." ‚Das war einmal', denkt Peter. Heute gibt es ein Mecklenburg, das auf der Höhe der Zeit steht, mit einem Überseehafen, mit neuen Industriewerken, mit einer genossenschaftlichen Landwirtschaft, mit Erholungsheimen für Arbeitende – und sogar mit einer Fußballoberligamannschaft. Und Peter L. schießt mit der Spitze seines Filzstiefels die Schachtel Zigaretten, die man ihm hingeworfen hat, wie westdeutsche Großkotze oft spanischen Kindern ein paar Centimos hinwerfen, um sich über die Balgerei der Kinder zu amüsieren, Peter L. schießt die Schachtel „HB" über den verharschten Schnee.

Dann erinnert er sich wieder des Flugblattes, über das sie auch im Politunterricht gesprochen hatten. Darin hatte es geheißen: „Denken Sie jeden Tag, wenn Sie Ihren Posten beziehen, an Ihre Eltern, an Ihre Familie ..." An die Eltern soll er denken? Des Vaters kann er sich doch gar nicht mehr erinnern. Der war noch im März 1945 an der Oder gefallen. Die einen Deutschen, die Faschisten, hatten den anderen Deutschen, den Landarbeiter Richard L., in den Tod geschickt, um ihre Herrschaft noch um ein paar erbärmliche Tage auszudehnen. Und an die Mutter soll er auch denken? Den Mann konnte ihr keiner zurückgeben, aber sie erhielt ein Stück Land, aus dem Besitz derer von Arnim, zum ersten Mal im Leben einen **eigenen** Acker. Später ging sie in die LPG und auf eine Geflügelzüchterschule. Sie wohnt längst im eigenen Haus, und im Stall quieken zwei Schweine. Wenn derer von Arnim zurückkämen, gnade uns Gott – und Peter L. nimmt sich erneut vor: Bei mir kommt keiner durch!

Etwas später taucht bei ihm die Frage auf: „Kann ich diesen kleinen Zöllner, kann ich die einfachen Bundeswehrsoldaten mit den Imperialisten, mit den Arnims und Springers in einen Topf werfen?" Die Antwort werden wir im nächsten Heft geben.



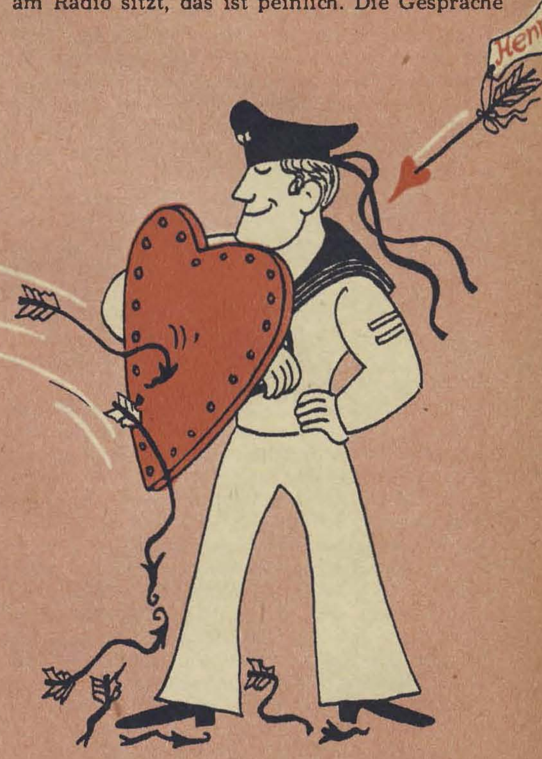
In unserer Kompanie gibt es wohl keinen schmuckeren Offiziersschüler als meinen Freund Hans Jendrich. Ihm steht sogar das Drillichzeug, und wenn er gar in Ausgangsuniform erscheint – Junge, Junge, der Herzensbrecher in Person. Aber sein Äußeres täuscht. Er ist schüchtern und zurückhaltend. Doch trotz seiner Schüchternheit ist er glücklich verheiratet. Aber das ist auch etwas anderes. Helga – ein reizendes Mädchen – kennt er schon von der Oberschule her. Nun ist er bereits seit einem Jahr stolzer Vater. Sie wohnt in Dresden, und Hans fährt alle sechs Wochen nach Hause. Auf seinem Nachtschrank hat er ihr Bild. Jeden Abend schreibt er seiner Frau. Ebenso regelmäßig erhält er beim Postempfang ein rosa Briefchen. Wir Ledigen witzelten zuerst. Dann wurde das langweilig. Nur eins blieb, sein Spitzname „Mustergatte". Gehen wir an Land, trabt Hans meist allein mit Kamera und Zubehör los. Wir streben ja doch mehr oder weniger Tanzlokalen zu und überlassen ihn lieber sich selbst.

Vor einer Woche saßen wir nun sonntags im Klubraum zusammen, spielten Schach und vertrieben uns auf verschiedene Weise die Zeit bis zum Landgang. Mustergatte hatte Geburtstag, und wir wollten am Abend tüchtig feiern. Er selbst hockte vor dem Radio. Auch wir hörten hin, denn seine Frau hatte ihm geschrieben, er solle sich unbedingt die Gruß- und Wunschsendung für Seeleute von Radio DDR anhören. Endlich kam die erwartete Ansage: „Und weiter geht es in unserer Sendung. Der Offiziersschüler Hans Jendrich wird von seiner Frau Helga und Söhnchen Heiko zum Geburtstag gegrüßt und ..." der Ansager stockte und fuhr dann fort: „aber hier ist ja noch ein Gruß an dieselbe Adresse ... auch Henny Drescher wünscht ihm alles Gute und hofft auf ein Wiedersehen am kommenden Sonntagabend im ‚Störtebecker'".

Die Meldung ließ Hans erblassen und uns in fröhliches Johlen ausbrechen. „Sieh an, das ist also dein Motiv, und wir denken, du fotografierst baugeschichtliche Sehenswürdigkeiten!" Hans sah sich hilfesuchend im Kreis um und sagte dann beschwörend: „Wer von euch hat sich den schlechten Spaß erlaubt? Das ist eine schöne Gemeinheit. Was denkt ihr denn, wie meine Frau das aufnehmen wird!"

„Aber Junge, red' dich doch nicht 'raus!" meinte Peter, unser Jüngster. „Warum sollten wir wohl auf eine solche Idee kommen!" Hans strich sich fahrig durch die Haare, sprang dann auf und eilte mit langen Schritten hinaus. Später fand ich ihn auf seiner Koje hockend. Er hatte einen Berg zerknüllten Papiers um sich aufgehäuft und kaute gedankenverloren an seinem Füller. Als er mich bemerkte, blickte er auf. „Hast du wirklich keine Ahnung, wer mir das eingebrockt hat? Natürlich hat Helga die Sendung gehört, was mach ich nur? So ein verdammter Mist!"

„Sag mal, begann ich vorsichtig, „hast du diese Frau vielleicht doch mal zufällig im ‚Störtebecker' kennengelernt? Du hast ihr vielleicht gefallen?" Doch er winkte nur müde ab. Er war schon längere Zeit nicht in dieser Gaststätte gewesen, und eine Frau, die Henny hieß, war ihm gänzlich unbekannt. Ich ließ ihn mit seinem Kummer allein, und wir feierten ohne ihn Geburtstag. Zwar fühlten alle seinen Kummer mit, jedoch anders, als man denkt: Öffentlich von seiner Liebe gegrüßt werden, wenn die Frau am Radio sitzt, das ist peinlich. Die Gespräche



gipfelten immer wieder in dem Ausruf: „So ein Casanova!" Und am nächsten Morgen sprachen ihn alle Genossen der Kompanie wie auf Verabredung nur noch so an. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Am Dienstag hielt ihn der FDJ-Sekretär an: „Stell dir vor, wie diese Einladung nach dem Gruß deiner Frau auf die Bevölkerung gewirkt haben muß. Nicht genug, daß es ganz so aussieht, als ob du als Verheirateter ein Verhältnis hast, nein, sie bestellt dich



Illustrationen: Harri Parschau

auch noch per Rundfunk in irgendeine Kneipe. Das geht zu weit!"

„Aber Kurt", stammelte Hans leichenblaß, „alles muß ein schrecklicher Irrtum sein. Ich kenne dieses Mädchen nicht!"

„Mag sein, aber die Fakten sprechen dagegen", sagte der FDJ-Sekretär, „vielleicht nimmst du mal bis Montag an der Wandzeitung dazu Stellung."

Hans war nur noch ein Schatten seiner selbst. Von seiner Frau hatte er seit dem Sonntag keine Zeile mehr erhalten. Er tat mir außerordentlich leid, doch verflixt noch mal, wie kam es dann zu diesem Gruß? Die Tage vergingen, aber mir fiel auch kein Weg ein, um das Dunkel zu lüften. Am Samstag wurde ich nach Dienstschluß zur Wache gerufen. Dort erwartete mich Helga. Sie sah genauso mitgenommen aus wie Hans. „Sag mal, was ist mit meinem Mann los?" stieß sie mühsam lächelnd hervor. „Kennst du seine große Liebe?" Ich war wütend über ihr Mißtrauen und auf mich, weil ich es nicht widerlegen konnte. „Aber Helga, du hast ziemlich wenig Vertrauen zu Hans. Das hat er nicht verdient. Bestimmt gibt es diese Frau gar nicht!" beteuerte ich so überzeugend wie möglich. „Hör mal, für wie dumm hältst du mich eigentlich? Der Gruß kam wohl von der großen Unbekannten, wie? Ihr steckt doch alle unter einer Decke. Aber ich komme schon noch dahinter!" empörte sie sich. Am Abend saß Hans unglücklich auf seinem Kojenrand. „Na, alter Junge, hast du dich vernünftig mit Helga ausgesprochen?" fragte ich behutsam. Er schüttelte den Kopf. „Helga ist schon wieder abgereist. Sie will sich scheiden lassen, wenn ich sie nicht von meiner Unschuld überzeugen kann!"

Ich überlegte und überlegte, dann kam mir ganz plötzlich die Erleuchtung: „Hör zu, Junge", sprudelte ich hervor, „du gehst morgen abend zu der Verabredung. Wir bevölkern die Gaststätte, und vor versammelter Mannschaft wirst du dann Gelegenheit haben, alles zur Zufriedenheit aufzuklären." Gesagt, getan, am Sonntag zogen wir also alle in den „Störtebecker" und verteilten uns zwanglos im ganzen Lokal. Ich musterte unauffällig die Gäste. Ich konnte keine einzelne Frau entdecken. Nur zwei oder drei Pärchen saßen zusammen. Ich hielt einen Platz für Hans frei, der laut Schlachtplan etwas später kommen sollte.

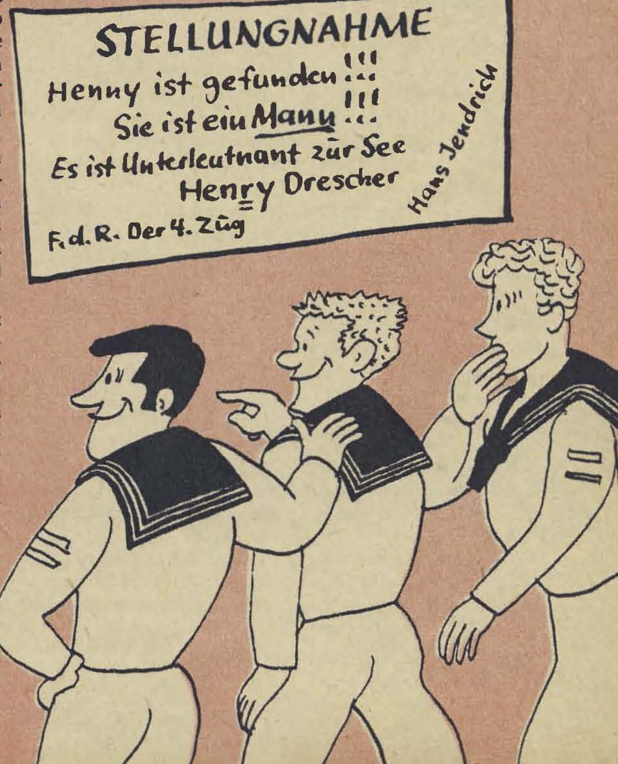
Endlich kam der große Augenblick, der Hauptdarsteller betrat den Raum. Er stand verlegen an der Tür und sah sich suchend um. Da sprang ein junger Unterleutnant auf und eilte auf Hans zu. Er schüttelte ihm die Hand und sprach lebhaft auf ihn ein. Unsere Jungen wurden unruhig. Das schien wirklich unseren ganzen Plan zu verderben. Mein Gesicht war daher bestimmt nicht sehr einladend, als die beiden auf meinen Tisch zusteuerten. Nachdem beide sich gesetzt hatten, erregte ihre Unterhaltung plötzlich meine Aufmerksamkeit. „Ich hatte schon Angst, du würdest mich hier sitzenlassen. Ich hatte deine Adresse nicht, da fiel mir eben keine andere Lösung ein", erklärte der Unterleutnant. „Wie meinst du das?" fragte Hans erstaunt, und ihm und mir begann ein Licht aufzugehen.

„Ja, hast du denn meine Grüße in der Sendung am vergangenen Sonntag nicht gehört? Wie kommst du denn sonst ausgerechnet hierher?" verwunderte sich der andere. Hans wurde leichenblaß, und ich befürchtete irgend etwas Schreckliches. Er flüsterte nur mühsam: „Henry, Henry Drescher, darauf wäre ich nicht gekommen!"

Dann fuchtelte er so fürchterlich mit den Armen umher, daß der Ober an unserem Tisch erschien und auf eine Bestellung wartete. Ich meisterte natürlich sofort die Situation und fragte nach einem Hinterzimmer, in das dann unser ganzer 4. Zug Einzug hielt. Hier mußte der Urheber der mysteriösen Verwechslung die Aufklärung des Falles vornehmen und mit einer Runde die Folgen seiner unleserlichen Schrift aus der Welt räumen. Unter lautem Hallo schrieb er dann noch einen Brief an Helga.

Am Montagmorgen drängten sich die Genossen vor der Wandzeitung.

Auf einem weißen Zettel prangte in Riesenbuchstaben:





Was macht die Kunst?

fragte Major W. Seiffert

den Berliner Bildhauer Gerhard Thieme

Herr Thieme, der Bitterfelder Weg hat Sie zu Fliegern unserer Volksarmee geführt. Auf eigenen Wunsch?

„Keinesfalls, aber die Volksarmee besitzt in Admiral Verner einen so klugen Diplomaten mit echter menschlicher Wärme und großem Einfühlungsvermögen den Problemen eines Künstlers gegenüber, daß ich einfach nicht umhin konnte, einem Angebot, mich ein wenig in der Armee umzusehen, zuzustimmen."

Es war also ursprünglich ein schwerer Entschluß?

„Ich wurde als 17jähriger zum letzten ‚Führeraufgebot' befohlen und hatte mir nach Kriegsende geschworen, um jegliche Armee einen Bogen zu machen."

Heute aber besitzt die Volksarmee einige Ihrer Kunstwerke, die deren humanistischen Charakter überzeugend widerspiegeln.

„Schon mein erster Besuch in einer Jagdfliegereinheit hatte mich tief beeindruckt. Mir bot sich ein völlig unerwartetes Bild. Nicht die Spur von Barras, Engstirnigkeit und Borniertheit. Ich lernte Menschen kennen, die zu denken gewohnt sind, denen Frieden und Völkerfreundschaft am Herzen liegen und die dafür Opfer bringen. Dieser Wahrheit vermochte ich mich nicht zu entziehen."

Und Sie begannen unmittelbar mit Ihrer Arbeit?

„Ich machte Skizzen. Während dieses 10tägigen Aufenthaltes brach die Kuba-Krise aus. Es waren Tage politischer Hochspannung. Man brachte mir großes Vertrauen entgegen, und ich führte viele Gespräche, die meinen Erwartungen entsprachen.

Aber noch eines darf nicht unerwähnt bleiben: Die Piloten, das technische Personal, alle bis zum letzten Mann erfüllten in diesen schicksalsschweren Tagen ohne Aufheben ihre Pflicht. Ich spürte, sie verlangten Gleiches auch von mir. Sie schauten mir über die Schulter, es war eine Prüfung auch für mich."

Sind Flieger ein kunstfreundliches Publikum?

„Aber ja! Nicht nur, daß sie mir alle nur erdenkliche Unterstützung gewährten, ihr Interesse an meiner Arbeit selbst war ungeteilt. Beim Anfertigen der Plastik ‚Pilot' stellte sich von der Feuerwehr bis zum fliegenden Personal alles ein. Selbstverständlich gab es auch manchen Spaß.

An einem Tag arbeitete ich auf dem Flugplatz an meinem Relief. Da erschien ein Posten, der über meine Anwesenheit nicht informiert wor-



Pilot, Bronze 1962

den war. Es entstand eine heikle Situation. Ein Flieger trat hinzu: ‚Was fällt dir ein? Abends schiebt er die Maschinen mit uns 'rein und tags jagst du ihn vom Rollfeld.' Doch der Posten blieb hart und forderte Ordnung. Alles wurde geregelt. Sein Pflichtbewußtsein imponierte mir, und wir haben noch einige nette Worte miteinander gewechselt.
Ein andermal klingelte ein Telefon. Man empfahl mir, einmal an den Hörer zu gehen. Unzusammenhängende Begriffe und wohl auch Fragen erreichten aus dem Äther mein Ohr. Ich war hilflos und entschuldigte mich bei meinem Partner damit, daß ich ein Bildhauer sei. Der aber fühlte sich verkohlt, schalt mich einen Idioten und fluchte entsetzlich. Zu guter Letzt haben wir uns prima geeinigt."
Vor welche Probleme, Herr Thieme, sahen Sie sich sonst noch gestellt?
„Ich wurde gebeten, u. a. einen Piloten der MiG 21 darzustellen. Eine komplizierte Technik, die der Pilot zu bedienen hat, bot sich meinem Auge. Ein Grafiker kann das einfangen, ein Bildhauer muß sich beschränken, wenn er sich nicht zu einem Relief entschließt, sondern zu einer Kleinplastik. Die Motivsuche wurde zu einem schwierigen Problem, das viel Zeit in Anspruch nahm. Bei einem Nachtflug schließlich war ich Zeuge spannungsvoller Sekunden vor dem Start. Ein Hauptmann, der einen Flugbefehl erhalten hatte, trat an seine MiG und beklopfte, einem Arzt gleich, einzelne Teile seiner Maschine mit der Hand. Dann verharrte er, seine Handschuhe anziehend, einen letzten Moment vor dem Einstieg. Konzentriert und furchtlos war der Ausdruck seines Gesichts. Ohne Pose stand er fest auf beiden Beinen. Schlicht und in überzeugender Menschlichkeit schien er gern bereit zu seinem schweren Dienst. Mein Entschluß stand fest: Jenen inhaltsreichen Moment werde ich gestalten.
Heute darf ich wohl sagen, daß ich mich glücklich schätze, verstanden worden zu sein, daß es mir darum ging, dem Betrachter die notwendige Achtung gegenüber diesem Piloten abzufordern und Wesentliches über einen Soldaten unserer Armee auszusagen.
Wichtig erscheint mir auch ein solches Urteil, mein ‚Pilot' habe nichts von der Arroganz eines Fliegers aus der Nazizeit an sich. Er könnte ebensogut einer von den vielen technisch hochgebildeten Arbeitern aus unseren sozialistischen Betrieben sein.
Ich habe mich bemüht, meinen Flieger in der Komposition so zu greifen, daß er immer aktuell ist und wir von ihm sagen können, er ist ein Baustein, worauf unser Staat errichtet wurde.
Unter uns Künstlern wird zuweilen viel über Formprobleme diskutiert. Ich meine, man sollte hinter diesen Formproblemen das menschliche Problem nicht vergessen. Manchmal modellieren wir Personen und vergessen dabei die Persönlichkeit."
Wie, Herr Thieme, beurteilen Sie unter diesem Blickwinkel die 2. Bitterfelder Konferenz?
„Es sollte einem jeden von uns Künstlern um den arbeitenden Menschen gehen, um seine Sorgen und Freuden. Dieses Anliegen rührt bei mir nicht erst seit Bitterfeld her, sondern seit 1949.



Hanna, Bronze 1960

Es war mein damaliger Lehrer an der Kunsthochschule Dresden, Prof. Koelle, der mich nach diesem Grundsatz erzog. Die Forderungen und Ergebnisse von Bitterfeld bestätigen mir eigentlich nur die Richtigkeit des von mir beschrittenen Weges."
Ich danke Ihnen, Herr Thieme, für dieses Gespräch. Ist es verfrüht, unseren Lesern einen kleinen Ausblick auf Ihr künftiges Schaffen zu geben?
„Lassen Sie mich heute bitte nur soviel sagen: Ich hoffe, mit unserer Volksarmee auch künftig ein Stück des Weges gemeinsam zu gehen."

CHEMIE macht nicht nur schön

VON MARTIN BÄSIG

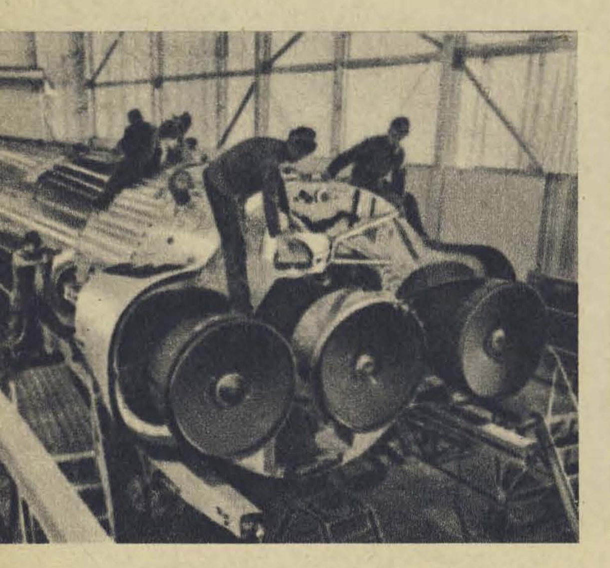
Wohlgefällig betrachtet Soldat Krause die auf hohen Absätzen vor ihm her trippelnde junge Dame. Er bewundert die in hauchdünnen Strümpfen steckenden gut geformten Beine sowie das zarte Dederonkleidchen, das den schlanken Körper umhüllt. Und er ertappt sich bei dem Wunsche, all dieser Zauberkram der Chemie möge mit einem Schlage verschwinden.

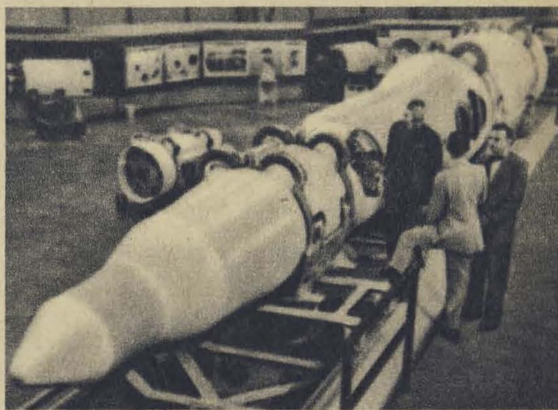
Wir wollen dem Soldaten Krause verzeihen, denn auch in diesem Jahr ist es nur einmal Mai. Sicher hat er nicht bedacht, daß auch seine Kleidung und Ausrüstung sehr unvollkommen wäre, wenn es plötzlich keine Chemie mehr gäbe. Also, bitte, etwas mehr Respekt vor der Chemie, Genosse Krause, denn sie ist in einer modernen Armee nicht mehr zu entbehren. Man denke nur an Schmiermittel, Tarnfarben, Sprengstoffe, Plaste und Treibstoffe.

Ohne Chemie gäbe es auch keine Raketentechnik; ohne Raketen jedoch keine moderne Kriegführung. Deshalb wollen wir bei dem Thema Chemie und Raketen ein wenig verweilen.

Von einer Kampfrakete verlangt man sowohl hohe Treffgenauigkeit als auch große Reichweite. Die Reichweite hängt aber in starkem Maße von der Qualität des Raketentreibstoffes ab. Eine Rakete wird dann große Entfernungen zurücklegen können, wenn die Brennschlußgeschwindigkeit groß ist. Es hat sich gezeigt, daß die Brennschlußgeschwindigkeit vom relativen Treibstoffgehalt und von der Ausströmungsgeschwindigkeit der Verbrennungsgase abhängt.

Unter relativem Treibstoffgehalt versteht man den Anteil des Raketentreibstoffes an der Gesamtmasse der Rakete. Die Bestrebungen der



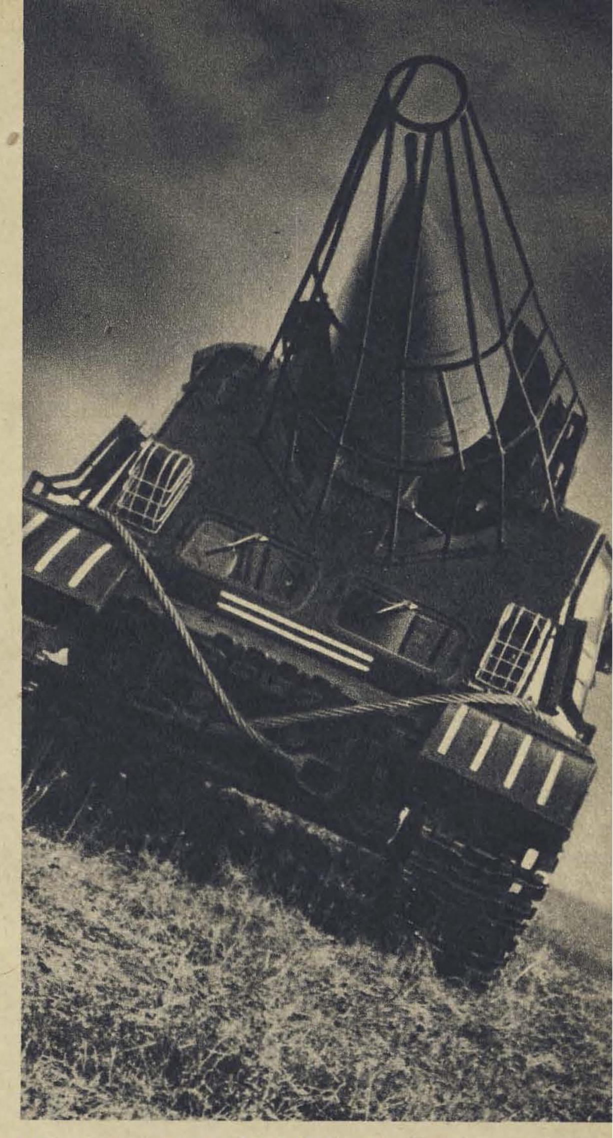


Diese beiden Bilder veranschaulichen gut den Größenunterschied zwischen Flüssigkeits- und Feststoffraketen. Links die Ansicht der amerikanischen „Atlas", rechts die Feststoffrakete „Minuteman". Beide Raketen sind „interkontinentale" Typen der US-Armee.

Konstrukteure gehen verständlicherweise dahin, den relativen Treibstoffgehalt weiter zu erhöhen, was sich im Prinzip durch die Entwicklung leichterer Werkstoffe für den Raketenkörper und durch die Auswahl von Treibstoffen mit hoher Dichte erreichen läßt. Die Masse moderner Flüssigkeitsraketen besteht beispielsweise zu 70 bis 80 Prozent aus Treibstoff.

Wovon hängt aber die Ausströmungsgeschwindigkeit der Verbrennungsgase ab? Sie ist um so größer, je höher die Temperatur der Brennkammer und je kleiner das mittlere Molekulargewicht der Verbrennungsgase ist. Man muß demnach solche Treibstoffe benutzen, bei deren Verbrennung sehr viel Wärmeenergie frei wird und die zum anderen aus leichten Elementen, wie z. B. Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff bestehen.

Wir wissen, daß zur Verbrennung eines Stoffes Sauerstoff benötigt wird. Chemisch ist der Verbrennungsvorgang eine Oxydation. Während die strahlgetriebenen Flugzeuge diesen Sauerstoff der Luft entnehmen, wird er in den Raketen mitgeführt. Ein Raketentreibstoff besteht demnach immer aus zwei Teilen, dem Brennstoff und dem Oxydator. Deshalb kann eine Rakete auch im luftleeren Raum angetrieben werden. Bei den Flüssigkeitsraketen werden Brennstoff und Oxydator in getrennten Behältern mitgeführt und durch ein Fördersystem (z. B. durch Druckgas) in die Brennkammer eingespritzt. Dabei soll beim Zusammentreffen von Brennstoff und Oxydator eine spontane Zündung eintreten. Bei derartigen „hypergolen" Treibstoffen entfällt die elektrische oder pyrotechnische Zündung.



Schnelle Einsatzbereitschaft, leichte Bedienbarkeit, geringer Aufwand zeichnen die sowjetischen taktischen Raketenwaffen mit Festtreibstoff aus.

Die wichtigsten Kombinationen von Raketentreibstoffen

Treibstoff Oxydator	Brennstoff	Effektive Ausströmungsgeschwindigkeit (m/s)
Salpetersäure	– Kerosin	2350
Sauerstoff	– Äthanol	2500
Sauerstoff	– Kerosin	2600
Sauerstoff	– Hydrazin	2750
Sauerstoff	– Wasserstoff	3400
Fluor	– Hydrazin	3100
Fluor	– Wasserstoff	3700
Homogener Festtreibstoff		2000
Heterogener Festtreibstoff		2200

Eine bekannte hypergole Treibstoffkombination besteht aus Anilin ($C_6H_5NH_2$) als Brennstoff und Salpetersäure (HNO_3) als Oxydator. Durch einen einfachen Versuch kann die spontane Zündung leicht demonstriert werden. Wenn man zu einigen Millilitern Anilin tropfenweise Salpetersäure gibt, bewirkt jeder in den Brennstoff fallende Tropfen des Oxydators das Entflammen des Treibstoffes.

Verweilen wir noch etwas bei der Salpetersäure, die heute zu den wichtigsten Oxydatoren für den Betrieb von Flüssigkeitsraketen zählt. In der Praxis verwendet man die „rote rauchende Salpetersäure". Der Name rührt von gelöstem

Stickstoffdioxyd (NO_2) her, das sich bei der teilweisen Zersetzung der Salpetersäure bildet und in ihr zum größten Teil gelöst bleibt. Sowohl die Salpetersäure als auch das Stickstoffdioxyd sind starke Oxydationsmittel, d. h., sie geben leicht Sauerstoff ab. Vorteilhaft sind der relativ niedrige Preis, die leichte Herstellbarkeit und die hohe Dichte (1,5 g/cm^3) der Salpetersäure. Sie besitzt aber auch einige Nachteile, z. B. ihre Korrosionswirkung auf normalen Behälterstahl, die jedoch durch gewisse Zusätze eingedämmt werden kann. Die starke Ätzwirkung bei Berührung mit der Haut und die giftigen Dämpfe (NO_2) machen entsprechende Schutzmaßnahmen erforderlich. Vor der Anwendung der Salpetersäure benutzte man vor allem flüssigen Sauerstoff (O_2) als Oxydator. Dieser kann durch Luftverflüssigung nach dem Linde-Verfahren gewonnen werden. Die Herstellungskosten sind niedrig, und das Produkt ist ungiftig. Der Rohstoff Luft existiert außerdem in genügender Menge. Ein Nachteil genügte jedoch, den flüssigen Sauerstoff heutzutage für den Antrieb von Kampfraketen ungeeignet erscheinen zu lassen: die niedrige Siedetemperatur von −183 °C. Als verflüssigtes Gas muß er in besonderen wärmeisolierenden Gefäßen aufbewahrt werden. Wegen des hohen Druckes treten sowohl bei der Lagerung als auch beim Auftanken der Raketen erhebliche Verluste durch Verdampfen auf. Daher kann das Betanken immer erst kurz vor dem Start erfolgen, was für die Einsatzbereitschaft von Kampfraketen sehr unvorteilhaft ist.
In jüngster Zeit versucht man, flüssiges Fluor (F_2) als Oxydator einzusetzen. Es ist dem flüssigen Sauerstoff leistungsmäßig überlegen und äußerst reaktionsfähig. Vorteilhaft ist außerdem die hohe Dichte (1,5 g/cm^3). Entscheidende Nachteile sind jedoch die große Giftigkeit des Fluors und des bei der Reaktion mit Wasserstoff entstehenden Fluorwasserstoffs (HF). Daher wird Fluor wahrscheinlich nur in den höheren Raketenstufen angewendet werden können. Wie beim flüssigen Sauerstoff handelt es sich auch hier um ein verflüssigtes Gas mit äußerst niedrigem Siedepunkt (−188 °C).

Der erste Brennstoff für Flüssigkeitsraketen war das Äthanol (C_2H_5OH). Zusammen mit flüssigem Sauerstoff diente es als Treibstoff für die im faschistischen Deutschland entwickelte Rakete V 2.
Später ging man zur Verwendung von Kerosin über, einem Gemisch von Kohlenwasserstoffen, das sich aus Erdöl gewinnen läßt. Heute werden neben Kerosin vielfach das Anilin ($C_6H_5NH_2$) und dessen Abkömmlinge als Brennstoffe verwendet. Sie besitzen den Vorteil, daß sie mit roter rauchender Salpetersäure spontan reagieren. Ihr Nachteil besteht in der beachtlichen Giftigkeit.

Natürlich sind noch weitere Brennstoffe für die Raketentechnik erprobt worden. Flüssiger Wasserstoff liefert mit den bekannten Oxydatoren die höchsten Ausströmungsgeschwindigkeiten, jedoch wirkt sich seine niedrige Dichte (0,07 g/cm^3) außerordentlich nachteilig aus. Die Verwendung in Kampfraketen dürfte sehr problematisch sein, weil bei flüssigem Wasserstoff noch größere Verdampfungsverluste als bei flüssigem Sauerstoff auftreten.

Bis vor wenigen Jahren betrieb man Mittelstrecken- und Fernkampfraketen ausschließlich mit flüssigen Treibstoffen. Mit Feststofftriebwerken wurden bis zu dieser Zeit nur relativ kleine Raketen ausgerüstet. Die Verwendung flüssiger Treibstoffe für Kampfraketen hat jedoch einige schwerwiegende Nachteile. Die Startvorbereitungen dauern lange, und es ist eine zahlreiche, hochqualifizierte Bedienungsmannschaft erforderlich. Aus diesem Grunde wurde eifrig geforscht und experimentiert, um auch die Mittelstrecken- und Fernkampfraketen mit Feststofftriebwerken auszustatten (siehe „AR" 4/64, Seite 51).

Die ältesten Feststoffraketen betrieb man mit Schwarzpulver, einem Gemisch aus Salpeter, Holzkohle und Schwefel.

Die weitere Entwicklung führte zu Treibstoffen auf Nitroglyzerin-Nitrozellulose-Basis. Da bei ihnen Brennstoff und Oxydator in einem Stoff vereinigt sind, nennt man sie homogene Treibstoffe. Ihre chemische Zusammensetzung ist die gleiche wie bei Geschoß-Treibladungen.

In neuester Zeit wurden heterogene Treibstoffe entwickelt, die aus einem anorganischen Oxydator und einem organischen Bindebrennstoff aufgebaut sind. Als Oxydator benutzte man meist Ammoniumperchlorat (NH_4ClO_4). Die heterogenen Treibstoffe sind bei der Herstellung zunächst flüssig und können zu Treibsätzen vergossen werden. Vielfach wird die Brennkammer damit ausgegossen. Bei sehr großen Triebwerken werden mehrere Teile des Treibsatzes nach dem Bausteinprinzip zusammengesetzt. Die erzielten Ausströmungsgeschwindigkeiten liegen z. Z. noch niedriger als bei den flüssigen Treibstoffen. Durch verschiedene Zusätze, wie z. B. feste Borane, versucht man die Ausströmungsgeschwindigkeiten zu erhöhen.

Gerade auf diesem Gebiet haben die Chemiker noch ein weites Betätigungsfeld. Ebenso wie in der Plasteforschung oder bei der Entwicklung neuartiger Rostschutzfarben und in unzähligen anderen Disziplinen, die auf diese oder jene Weise eng mit den militärischen Erfordernissen verbunden sind.

Der Batteriechef – Hauptmann Tippelmann:



Reservistenreporter Spatz Schlaukopf interviewt und erfährt:

Übung macht den – Gefreiten

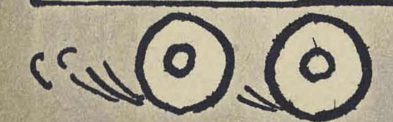
Die Reservisten fanden sich im militärischen Leben besser zurecht als ihr Batteriechef im „zivilen"; ich fiel zwei Tage vor der Übung auf einem frischgebohnerten Korridor hin und mit gebrochenem Arm für die Übung aus. Bei dieser ging es in zweieinhalb Tagen über drei Truppenübungsplätze. Wir wehrten zwei Angriffe des Gegners ab, überquerten einen Fluß und gingen zum Gegenangriff über. Zwar hatten die Reservisten die gleichen Fahrzeugtypen wie die anderen Batterien, aber es gab Schäden an Lichtleitung und Kompressor. Wir erwischten auch den kältesten Tag des Jahres: 15 Grad. Trotzdem stand die Batterie den anderen Einheiten nicht nach. Und keiner nahm Schaden, ausgenommen einigen Schnupfen. Zum Abschied soviel: Solche Unteroffiziere wie unter den Reservisten möchte ich in meiner normalen Batterie haben.

Sie meinen, es müßte eigentlich heißen: „Übung macht den Meister?" Waren Sie denn auch dabei? Ich meine auf dieser Übung! Denn in der Tat gab es danach auch die Beförderung zu einem Meister (genauer gesagt zu einem Unterwachtmeister). Auch er gehörte zu der Schar Reservisten, die als Reservistenbatterie gegen Ende eines vierwöchigen Lehrgangs mit ins Manöver zogen. Was sie besonders beeindruckte, sollen sie Ihnen selbst berichten. Damit diese Stimmen aber mit der Wahrheit übereinstimmen, werden die unterschiedlichsten Genossen zu Worte kommen.

Der „Lange" der Batterie, der eine Maßuniform bekommen mußte und Kraftfahrer ist – Soldat Motzek:

Zwei Tage habe ich kein Auge zugemacht. Wollten wir mal schlafen, schon ging es weiter. Wir haben im Fahrerhaus gesungen, wir haben uns Schnee ins Gesicht gerieben – nur um nicht einzuschlafen. Und bei zehn Grad minus eine defekte Lichtleitung reparieren, ist auch kein Zuckerlecken. Aber Spaß hat's gemacht. Besonders als wir einen Fluß überquerten und mit unseren Fahrzeugen die Pontons tiefer ins Wasser drückten. Nur: Mehr Muni müßte es geben. Für meinen Geschmack hat es zu oft nur „klick" gesagt. Allerdings: Als es dann das erste Mal rummste, hab ich vor Schreck das Kochgeschirr fallen lassen. Früher war ich nämlich bei den Nachrichten als Kraftfahrer. Vor der Artillerie hatte ich Schiß. Und unter: „Protze ab!" habe ich nichts Militärisches verstanden. Jetzt weiß ich, wie da der Hase läuft. Ich habe ferner einen neuen LKW-Typ kennengelernt und kann auch mit Geschütz fahren.





Über den das angetretene Regiment lachte, weil er eine Ausgangsüberschreitung damit entschuldigte, daß seine Frau ihn eingeschlossen habe, der Melker und Kanonier Gefreiter Maurer:

Früher waren wir bei Übungen immer 14 Tage vorher ins Gelände gefahren. Diesmal ging alles ruck-zuck – wie es in Wirklichkeit abliefe. Die neuen Wattesachen sind auch wunderbar. Wir haben nicht so gefroren wie früher. Das Essen war den Umständen entsprechend sehr gut. Mit kleinen Pannen. Einmal mußten wir immer dann aufbrechen, als das Essen fertig war. Es kochte weiter, der Koch hat immer Wasser, leider auch Pfeffer und Salz zugeschüttet – so gab es Salzerbsen. Die Ergebnisse des Lehrganges? Jetzt kenne ich nicht nur die 122er, sondern auch die 85er. Bestraft wurde ich für mein Vergehen nicht, aber für meine guten Schießergebnisse auch nicht belobigt.

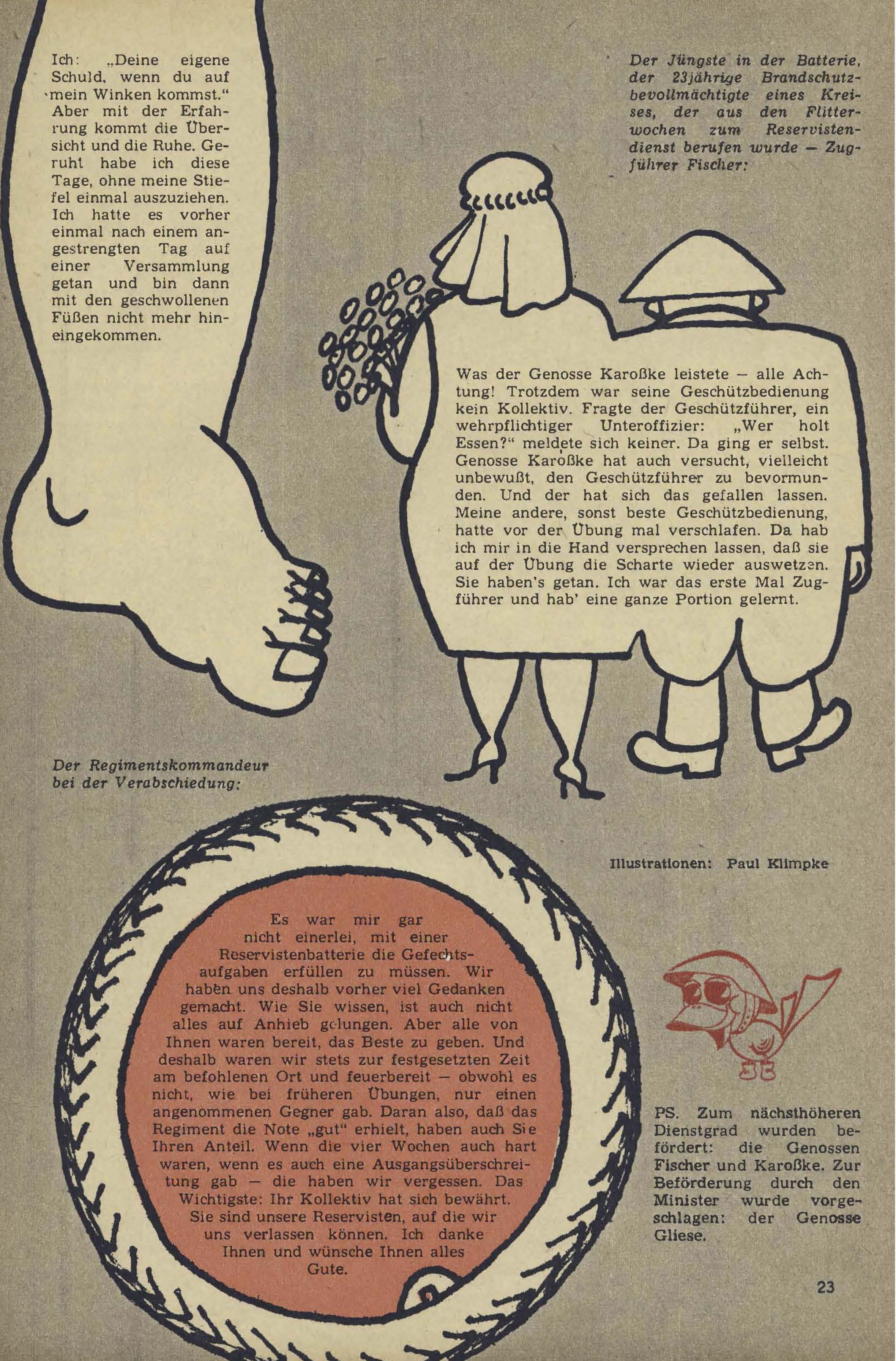
Industrieschuhhersteller und Unterleutnant d. R. Gliese, verantwortlich für die Feuerstellung der Batterie:

Wie uns die anderen Offiziere sagten, war es diesmal eine der kompliziertesten Übungen. Und dann in einer neuen Funktion nicht die Nerven verlieren, ist gar nicht so leicht. Man macht Fehler – und das meist im Übereifer. Ich war z. B. eine Feuerstellung aufklären und wollte dann meine Batterie durch Flaggensignal einweisen. Es kam eine, aber die falsche. Der Wortwechsel war kurz, aber herzlich. Der Genosse von der anderen Batterie: „Alter Idiot!"

Der Älteste in der Batterie, der Buchhalter mit Betonfacharbeiterbrief, der 39jährige K 1 – Soldat Karoßke:

Ich war bereits das zweite und wahrscheinlich das letzte Mal zu einem Reservistenlehrgang, erst bei den 122ern, jetzt bei den 85ern. Sechs Wochen hatte ich 1945 auch noch im Krieg mitgemacht, bei der Flak. Die Modernisierung heute ist enorm. 1945 sind wir nur gelatscht, jetzt ist alles motorisiert. Damals hatten wir nur Karabiner, höchstens die Zugführer ein Sturmgewehr, heute haben alle eine MPi. Auf der Stube hat einer auch mal im Spaß „Opa" zu mir gesagt – es herrschte zwischen den Jungen und Älteren ein herzlicher Ton. Die körperlichen Anstrengungen sind mir nicht schwergefallen. Trotzdem, wenn mal was zu laufen war, haben sie auf mich Rücksicht genommen.





Ich: „Deine eigene Schuld, wenn du auf mein Winken kommst." Aber mit der Erfahrung kommt die Übersicht und die Ruhe. Geruht habe ich diese Tage, ohne meine Stiefel einmal auszuziehen. Ich hatte es vorher einmal nach einem angestrengten Tag auf einer Versammlung getan und bin dann mit den geschwollenen Füßen nicht mehr hineingekommen.

Der Jüngste in der Batterie, der 23jährige Brandschutzbevollmächtigte eines Kreises, der aus den Flitterwochen zum Reservistendienst berufen wurde – Zugführer Fischer:

Was der Genosse Karoßke leistete – alle Achtung! Trotzdem war seine Geschützbedienung kein Kollektiv. Fragte der Geschützführer, ein wehrpflichtiger Unteroffizier: „Wer holt Essen?" meldete sich keiner. Da ging er selbst. Genosse Karoßke hat auch versucht, vielleicht unbewußt, den Geschützführer zu bevormunden. Und der hat sich das gefallen lassen. Meine andere, sonst beste Geschützbedienung, hatte vor der Übung mal verschlafen. Da hab ich mir in die Hand versprechen lassen, daß sie auf der Übung die Scharte wieder auswetzen. Sie haben's getan. Ich war das erste Mal Zugführer und hab' eine ganze Portion gelernt.

Der Regimentskommandeur bei der Verabschiedung:

Es war mir gar nicht einerlei, mit einer Reservistenbatterie die Gefechtsaufgaben erfüllen zu müssen. Wir haben uns deshalb vorher viel Gedanken gemacht. Wie Sie wissen, ist auch nicht alles auf Anhieb gelungen. Aber alle von Ihnen waren bereit, das Beste zu geben. Und deshalb waren wir stets zur festgesetzten Zeit am befohlenen Ort und feuerbereit – obwohl es nicht, wie bei früheren Übungen, nur einen angenommenen Gegner gab. Daran also, daß das Regiment die Note „gut" erhielt, haben auch Sie Ihren Anteil. Wenn die vier Wochen auch hart waren, wenn es auch eine Ausgangsüberschreitung gab – die haben wir vergessen. Das Wichtigste: Ihr Kollektiv hat sich bewährt. Sie sind unsere Reservisten, auf die wir uns verlassen können. Ich danke Ihnen und wünsche Ihnen alles Gute.

Illustrationen: Paul Klimpke

PS. Zum nächsthöheren Dienstgrad wurden befördert: die Genossen Fischer und Karoßke. Zur Beförderung durch den Minister wurde vorgeschlagen: der Genosse Gliese.

Wie steht es um die Raumwaffen?


Discoverer

Von **HEINZ MIELKE**,
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

In gewissen Konzeptionen westlicher, vor allem US-amerikanischer Militärstrategen spielt noch immer die Idee einer rücksichtslosen und völligen Einbeziehung des kosmischen Raumes für militärische Zwecke eine bemerkenswerte Rolle. Mit der Entwicklung immer leistungsfähigerer Trägerraketen, die schließlich weit über deren militärische Einsatzmöglichkeiten als interkontinentale Kernladungsträger hinausführte und den Flug auf Satellitenbahnen möglich machte, entstanden in diesen Kreisen die Vorstellungen von ganz speziellen „Raumwaffen" sowie die Spekulationen auf eine „Abschreckung aus dem Weltraum". Einige besonders große Optimisten unter den westlichen Militärexperten sahen schon ein ganzes System von militärischen Großsatelliten (amerikanischen natürlich!) auf einem ausgedehnten Bahnnetz um die Erde laufen, die als Trägerplattformen für Kernladungsträger zum Erdbeschuß dienen sollten. Mit diesen ständig kreisenden Kernwaffenplattformen sollte das wirksame und unangreifbare Mittel gefunden sein, um die ganze Erde zu beherrschen. Diese hochgeschraubten Konzeptionen und Erwartungen unterlagen jedoch schon sehr bald einer ganz empfindlichen Dämpfung. Sie wurde von den überragenden Erfolgen der sowjetischen Raketen- und Raumflugtechnik hervorgerufen. Es stieß allmählich auch den hartnäckigsten und überspanntesten Träumer westlicher Weltraumstrategie mit der Nase auf die nüchterne Tatsache, daß der eklatante Entwicklungsrückstand der amerikanischen Raketen- und Raumflugtechnik zweifellos keine besonders günstige Ausgangsposition für die Entwicklung unangreifbarer Raumwaffensysteme darstellen kann.

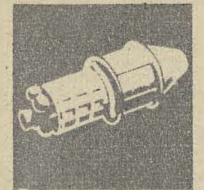
Trotz dieser mehr als mangelhaften Ausgangsposition und den ungünstigen Zwischenbilanzen suchte man in den USA auch weiterhin noch Konzeptionen für militärische Raumflugkörper, um auf jeden Fall etwas vom Glanz des „Weltraumknüppels" zu retten. In Abhängigkeit von den noch wenig eindrucksvollen raketentechnischen Möglichkeiten war man allerdings gezwungen, die einstmals lautstark vorgetragene „Weltraumstrategie" in den Hintergrund treten zu lassen und sich mit wesentlich bescheideneren Projekten zu begnügen. So kam man zu Plänen, die sich vornehmlich mit der militärischen Verwendung von kleineren unbemannten Erdsatelliten beschäftigten und erst für eine weitgesecktere Perspektive wieder den Anschluß an das alte Konzept ergaben. Die Gliederung des Gesamtprogramms zeigte dabei folgende Gesichtspunkte:

- Einsatz unbemannter Satelliten als Frühwarnsystem gegen Fernraketen interkontinentaler oder globaler Reichweite;
- Einsatz unbemannter Satelliten zur Raumüberwachung und fotografischen Aufklärung;
- Aufbau eines globalen Satelliten-Navigationssystems für die militärische See- und Luftfahrt;
- Einsatz unbemannter Satelliten für militärische Nachrichtenübermittlung, sowie die
- Entwicklung eines bemannten Flugkörpers, der als voll manövrierfähiger Hochgeschwindigkeitsgleiter Flugmissionen in Umlaufbahnen ausführen und anschließend aerodynamisch landen kann.

Während das im letzten Punkt gesteckte Ziel gegenwärtig noch Zukunftsmusik ist, bemühte man sich im Rahmen der anderen Projekte recht intensiv. Stellen wir nur einmal die Zahlen gegenüber, die sich bis zur Mitte des Jahres 1963 für gelungene Starts von militärischen bzw. sonstigen Satelliten der USA ergaben. Wir erkennen, unter welchen Aspekten dort die Anwendung der Satellitentechnik steht. Es ergibt sich ein Verhältnis von 93 militärischen zu 33 anderen Satelliten. Eine Zuordnung der einzelnen militärischen Objekte zu den oben genannten Projektgruppen war allerdings nur bis zum Jahre 1962 möglich, da man dann dazu überging, nur noch allgemein von „Geheim"- oder „Anonymus"-Satelliten zu sprechen. Über diese Objekte wurde meist nicht mehr als die Bahnlage bekannt gegeben, in vielen Fällen sogar nur das Startdatum. Gewisse Anhaltspunkte lassen jedoch darauf schließen, daß es sich dabei auch weiterhin um Objekte aus einem früher genauer benannten Klassifikationsschema handelt.

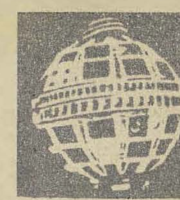


Anna-B 1


Midas


Transit


Samos


Telstar

Die in dieser Klassifikation genannten Satellitentypen lassen sich den erwähnten Verwendungszwecken wie folgt zuordnen: Zum Aufbau des Frühwarnsystems sollten Satelliten vom Typ „MIDAS" (Missile Defense Alarm System) dienen. Unter Verwendung von Infrarot-Detektoren sollten diese Satelliten den Start von Trägerraketen erfassen und melden. Abgesehen von raketentechnischen Mißerfolgen ergaben sich jedoch beträchtliche Komplikationen in der Zuverlässigkeit des Detektorenprinzips, da die Infrarotgeräte auch durch andere intensive Wärmequellen als nur die Abgasstrahlen von Trägerraketen leicht irregeführt werden können.

Die Aufgaben der Raumüberwachung und fotografischen Aufklärung wurden den Satelliten vom Typ „SAMOS" (Surveillance and Missile Observation Satellite) übertragen. Diese Spionagesatelliten sollen mit fotografischen Geräten hohen Auflösungsvermögens, das auf Grund der zuverlässigen Raketenabwehr der Sowjetunion wirkungslos gewordene U-2-Luftspionagesystem ersetzen.

Um Kapseln mit belichtetem Filmmaterial zur Erde zurückzuführen, erfolgten zahlreiche Vorversuche mit den Satelliten der „DISCOVERER"-Serie, die jedoch mit einer Fehlerrate von annähernd 50 Prozent endeten.

Die Versuche im Bereich militärischer Navigationssatelliten wurden mit Objekten der Typen „TRANSIT" und „ANNA" eingeleitet. Während erstere ausschließlich mit funktechnischen Hilfsmitteln arbeiten, gestatten letztere, durch die Aussendung intensiver Lichtimpulse („Blinkfeuer-Satellit") die Anwendung optischer Verfahren. Beide Systeme sind vornehmlich für die Navigation bei weitreichenden Flugmissionen und Fahrten von „Polaris"-U-Booten gedacht.

Das geplante Satellitensystem für speziell militärische Nachrichtenübermittlungen hat hisher keinerlei Fortschritte gemacht, da sich die für die vorgesehenen „ADVENT"-Satelliten benötigte Trägerrakete „Atlas-Centaur" als völliger Versager erwies. Ersatzweise sucht man daher die mit den kommerziellen Nachrichtensatelliten „TELSTAR" und „SYNCOM" gemachten Erfahrungen auch für militärische Belange auszuwerten.

Zieht man nun Bilanz, so bleibt von der großsprecherischen amerikanischen „Weltraumstrategie" nicht mehr als die Existenz einiger gewöhnlicher Spionagesatelliten und spezieller Navigationshilfsmittel. Doch darf man dabei nicht übersehen, daß mit den intensiven Bemühungen, unbemannte bzw. bemannte voll monövrierfähige Raumflugkörper zu schaffen, die komplizierte Flugmissionen zwischen Erdoberfläche und Satellitenbahnen ausführen können, ein bedeutsamer Durchbruch zum Prinzip der aktiven Inspektions- und Abwehrsatelliten angestrebt wird. Die vollendete Beherrschung eines derartigen Verfahrens würde zweifellos eine völlig neue Situation im Bereich militärischer Raumflugkonzeptionen schaffen, weil damit die Kontrolle sowie das Abfangen oder Ausschalten von feindlichen militärischen Satelliten möglich wird. Noch viel weniger darf man aber übersehen, daß die USA von einer derartigen Möglichkeit zur Zeit noch immer sehr weit entfernt sind, während die Sowjetunion in dieser Hinsicht schon die meisten Trümpfe in der Hand hält. Abgesehen von dem ganz allgemein beträchtlichen und ständig ausgebauten Vorsprung der sowjetischen Raketen- und Raumflugtechnik, waren es für den hier betrachteten Problemkreis vor allem drei Unternehmen, die diese Tatsache nachdrücklich unterstreichen. Die bei den zwei Doppelflügen von Nikolajew-Popowitsch und Bykowski-Tereschkowa nachgewiesene Höchstpräzision in der Annäherung von bemannten Flugkörpern (bis 5 km), und der Start des ersten fernsteuerbaren voll manövrierfähigen Satellitenflugkörpers „Poljot I" zeigten jedem Fachmann, daß es der Sowjetunion heute schon möglich ist, feindliche Satelliten abzuwehren und in nächster Zukunft auch mit bemannten Flugkörpern zur Inspektion und gegebenenfalls Ausschaltung feindlicher Geräte überzugehen. Es sei daran erinnert, daß Marschall Malinowski nach dem ersten Doppelflug zweier sowjetischer Raumschiffe sicher keine leeren Worte machte, als er darauf hinwies, daß man im Westen die militärische Bedeutung derartiger Unternehmungen nicht unterschätzen möge. Mit anderen Worten, der Vorsprung der sowjetischen Raketen- und Raumflugtechnik sollte sich als durchaus hinreichend erweisen, um jede Bestrebung zum Mißbrauch des kosmischen Raumes für militärische Abenteuer schon im Ansatz zu ersticken.

Die aktuelle Umfrage

HAT DER SOLDAT ZEIT FÜR DIE LIEBE?



Der Mai ist gekommen – und mit ihm eine von manchen Leuten als leicht provokatorisch empfundene Frage des Soldatenmagazins. Es ist ja ganz nett, was Kurt Tucholsky einst dichtete:

Der Mai ist da. Der Vogel Pirol
pfeift.
Es geht was um.
Und wer sich dies und wer sich
das verkneift,
der ist schön dumm.

Aber nun verkneife sich wer dies oder das n i c h t, wenn er als Soldat fern von seiner Prinzessin dient und dann vielleicht im Mai noch nicht mal mit Wochenendurlaub dran ist! „Und eben deswegen ist die Soldatenzeit keine gute Zeit für die Liebe", meint Kanonier Gert Staff (24) mit einem deutlichen Seitenhieb darauf, daß es in der Regel nur alle 12 Wochen Urlaub gibt. Unteroffizier Bernd Scholz (22) leitet daraus die These ab: „Liebe und NVA passen nicht zusammen."

Demnach kann man sich also – um den Gedanken logisch weiter zu denken – nur dann richtig und von Herzen lieben, wenn man Tag für Tag zusammen ist?

Offiziersschüler Edgar Peter (20) sagt „Ja!" und nimmt mir mein Fragezeichen kurzerhand weg, um es gegen ein Ausrufezeichen einzutauschen. Trotzdem bleibt die Frage. Zudem wird sie gar nicht so einhellig mit Ja, sondern recht oft auch verneinend beantwortet. So etwa von Renate Weise (20), der als Feinoptikerin mehr die Feinheiten im Liebesgetriebe am Herzen liegen. „Und ob man sich wirklich liebt", meint sie, „merkt man erst, wenn man längere Zeit getrennt ist." Womit keineswegs gesagt sein soll, daß Trennungen in jedem Fall erstrebenswert sind, geschweige den davon Betroffenen leicht fallen. Eva-Maria Matthees (21) kann ein Lied davon singen. „Wie oft", gesteht sie, „beneide ich jene Familien, die ständig zusammen sind. Dennoch bin ich stolz auf die Tätigkeit meines Mannes."

Gehört das aber nicht auch dazu?

„Wahre Liebe", schreibt Soldat Wolfgang Lange (25), drückt sich doch nicht nur in den körperlichen Beziehungen aus. Liebe ist weit mehr: Stets füreinander da sein, gegenseitiges Verstehen, die geistige Zusammengehörigkeit und die bewußte Anteilnahme an den Aufgaben des anderen."

Eine ausgesprochene Schlafzimmer-Liebe wird in den meisten Fällen keine zeitweilige Trennung überdauern. Echte Liebe ist – wie gegen vieles – auch dagegen gefeit. Mitunter kann eine vorübergehende Trennung, etwa in den 18 Monaten Wehrdienst des Mannes, die Liebe sogar „erfrischen", wie Gefreiter Wolfgang Würker (23) sagt. Schließlich sollten wir nicht vergessen: „Lieben heißt auch verzichten können!" – womit Gefreiter Roland Schubert (23) einen, wie ich glaube, sehr wichtigen Gedanken in die Debatte geworfen hat.

Unausgesprochen steckt er letztlich auch darin, daß die meisten Genossen überzeugt sind, sich nach Abschluß ihres Militärdienstes mit ihrer Frau, Braut oder Freundin noch genauso gut zu verstehen wie vorher. Viele – wie Unterfeldwebel Rolf Wittmann (21), Flieger Arno Säuberlich (25), Gefreiter Jürgen Bobsien (24), Obermatrose Heinz Kulsch (22), Stabsgefreiter Wilhelm Fischer (20) oder Gefreiter Ernst Stolle (23) – glauben sogar, daß ihre Bindungen nach diesen 18 Monaten noch fester sein werden.

Allerdings gibt es auch zweifelnde Stimmen. Dergestalt etwa, daß der Militärdienst die Liebe beeinträchtige. Für Unterleutnant Lothar Wulke (24) ist das sogar „selbstverständlich". Mit Recht interessiert sich Hauptfeldwebel Gerhard Gebauer (29) dafür, wie der junge Offizier zu dieser generellen Einschätzung kommt.

„AR" FRAGTE 80 GENOSSEN:

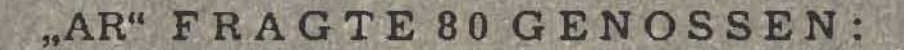
Kann man sich nur richtig lieben, wenn man täglich zusammen ist?

35 Genossen bejahten die Frage, 37 verneinten sie, 8 äußerten keine Meinung.



Liegt es vielleicht daran, daß — wie Soldat Hans-Jörg Mickau (24) erklärt — der bei uns dienende Ehemann „seinen Pflichten als Familienvater nicht nachkommen kann"? Oder liegt es daran, daß — wie Matrose Herbert Schneide (23) behauptet — beiden Partnern die Möglichkeit einer „genauen Kontrolle der Handlungen des anderen fehlt"?

Ich meine, die Ehe und selbst ein Verlöbnis sind keine in beiderseitiger Übereinkunft geschlossene Kontrollabkommen. Liebe setzt zu allererst Vertrauen voraus, nicht aber Skepsis und Mißtrauen. Zweifel und Unsicherheit sind niemals ein festes Fundament. In Liebe und Vertrauen dagegen läßt sich vieles überstehen, und natürlich auch die Trennungszeit während des Wehrdienstes. Irgendwann einmal im Leben ist jede Liebe einer Belastung ausgesetzt, in der sie sich bewähren muß. Gewiß ist die räumliche Entfernung beider Partner während der Soldatenzeit des Mannes eben eine solche Prüfung, ganz sicher aber bei weitem nicht die schwerste und nicht die belastendste. Dennoch wird sich auch hier schon, wie Unteroffizier Horst Lehmann (22) und Soldat



„AR" FRAGTE 80 GENOSSEN:

Glauben Sie, daß Sie sich nach Beendigung Ihres Wehrdienstes mit Ihrer Frau, Braut oder Freundin noch genauso gut verstehen wie vorher?

51 Genossen bejahten die Frage, 22 verneinten sie, 7 äußerten keine Meinung.

Klaus Teichmann (21) betonen, die Stärke, Beständigkeit und Kraft einer Bindung bewähren müssen.

Beiläufig wurde unter diesem Aspekt die Frage aufgeworfen, ob man in bestimmten Fällen einen Scheidungsgrund „Wehrdienst" akzeptieren könne.

Offiziersschüler Wolfgang Pape (23) bezeichnet eine derartige Motivierung als „absurd". Andere sind noch drastischer. Karin Klotzsch (21) und Funker Horst Denke (26) nennen es ganz einfach „Blödsinn". Und Oberleutnant Johann Hauslader (33) fügt hinzu: „Wenn die beiderseitige Zuneigung schon nach 18 Monaten versiegt, so kann die Liebe nicht groß gewesen sein. Ganz bestimmt wäre sie eines Tages ohnehin in die Brüche gegangen."

Sicher hat es nach dem Wehrdienst Scheidungsklagen gegeben. Es gibt sie auch heute noch. Jedoch wäre es simple Augenauswischerei, der Armee die Schuld zu geben, wenn eine Ehe wegen mangelnder Reife zweier Menschen auseinandergeht. Die durch den Wehrdienst bedingte Trennung hat in solchen Fällen lediglich etwas bloßgelegt, was im Kern bereits vorhanden war.

Doch wir wollen nicht von unserem eigentlichen Thema abkommen. Die Frage war, ob der Soldat Zeit für die Liebe hat. Daß dabei nicht nur die körperliche Liebe gemeint ist, wurde bereits klargestellt; sie kann verständlicherweise nur in den wenigen Tagen des persönlichen Beisammenseins zu ihrem Recht kommen. Etliche Genossen verbuchen die in der Zwischenzeit gebotene Enthaltsamkeit als einen Faktor, der die Liebe stark — Gefreiter Rainer Vogelsang (20): „Sehr stark sogar!" — erschüttere.

Ich gestehe zu, daß es wahrlich nicht angenehm ist, sich sexuell wochenlang zurückhalten zu müssen. Aber daß dadurch die Liebe ernstlich gefährdet würde ...? — Ohne



„Mein Mann ist gegenwärtig auch bei der Armee", erzählt Sieglinde Emmrich (22). „Wir sind Artisten. Ich informiere meinen Mann über alle Dinge, an denen er nicht teilhaben kann. So etwa über ausländische Nummern. Vor allem aber bemühe ich mich, ihn nicht mit jeder kleinen Sorge jammernd zu behelligen. Sich lieben, heißt doch auch, sich zu helfen. Helfe ich aber meinem Mann, seine militärischen Aufgaben mit ganzer Kraft zu erfüllen, wenn ich ihm wegen jeder Kleinigkeit in den Ohren liege?"

„AR“ FRAGTE 80 GENOSSEN:

Würden Sie einen Scheidungsgrund „Wehrdienst“ anerkennen?

32 Genossen bejahten die Frage, 45 verneinten sie, 3 äußerten keine Meinung.

die körperlichen Beziehungen unterbewerten zu wollen, sagen Soldat Fritz Höhn (23) und Obermaat Bernd Bredemann (21) nein. Ebenso Kanonier Peter Drews (25), wenn er erklärt, daß es in seiner Ehe „deswegen noch keine tiefgehenden Erschütterungen gegeben hat“. Auch Funker Walter Clemens (26) spricht von keinen „negativen“ Auswirkungen in dieser Richtung. Obwohl Hannelore Groth (21) „immer große Sehnsucht“ nach ihrem Verlobten hat, wartet sie dennoch getreulich auf ihn und hat ihn nach wie vor gern. Marika Schneider (22) geht es nicht anders. Ihr Rezept: „Wenn mein Mann auf Urlaub kommt, machen wir uns ein paar besonders schöne Tage, die dann auch bis zur Neige ausgekostet werden.“

Nun blüht das Liebesleben in der Soldatenzeit des Mannes natürlich nicht so üppig wie sonst vielleicht. Doch ernsthafte seelische Störungen dürfte es deswegen kaum geben. „Schließlich“, meint Soldat Wolfgang Lange (25) dazu, „können wir als Menschen, im Gegensatz zu anderen Lebewesen, unser Denken und Handeln beeinflussen und kontrollieren.“

Zudem ist doch Liebe – wie schon an anderen Stellen betont – weit mehr. Wie kann man sie sich eigentlich gerade in Zeiten vorübergehender Trennung beweisen?

Unterleutnant Jörg Schulze (24) nennt es eine „Gewissensfrage“, auf die er keine rechte Antwort weiß. „Schlecht zu sagen“, meint Gefreiter Rolf Kluge (25) und macht damit seinem Namen keine große Ehre. Soldat Klaus Montag (25), Obermatrose Peter Roßberg (24) und Feldwebel Heinz Langs (26) äußern sich schon konkreter: „Das Wichtigste ist, sich treu zu bleiben.“

„Vor allem soll man, wenn es Urlaub gibt, nicht mit leeren Händen nach Hause kommen“, bemerkt Gefreiter Hartmut Rudolf (23). Demgegenüber ist Soldat Reinhard Jeschke (23) der Meinung, dafür reiche sein Wehrsold „nur selten aus“.

Bei dem Matrosen Udo Kühn (22) reicht er jedenfalls immer noch „zu einem Blumenstrauß“, den er „nie vergißt“. Unteroffizier Wolfgang Grätz (24) nimmt seiner „kleinen Maus“ stets „etwas Süßes“ mit: Begründung: „Ich habe nun mal so'n süßen Vogel.“

Die „Aufmerksamkeiten“ des Offiziersschülers Hermann Bischoff (25) sehen ein bißchen anders aus: „Sie beschränken sich nicht nur auf Pralinen und Blumen. Ich helfe viel im Haushalt, schmore Rouladen und lege unser Kind trocken.“

Doch wie es im einzelnen auch sei: Fast alle Genossen sind sich einig, daß es viele Gelegenheiten gibt, sich auch während der Abwesenheit von daheim stets von neuem seine Liebe zu beweisen – nicht zuletzt auf brieflichem Wege.

Auch durch Liebesbriefe?

„Natürlich“, entgegnet Offiziersschüler Rolf Panicke 24), „jeder Brief nach Hause sollte ein Liebesbrief sein.“ Doch die Meinungen gehen da ziemlich auseinander. Unterfeldwebel Gerd Draht (23) findet Liebesbriefe „albern“, und Kanonier Rolf Hopf (25) weist meine Frage mit dem Bemerken zurück: „Ich bin verheiratet!“ Das ist Gefreiter Wilfried Redemske (26) zwar auch, dennoch äußert er sich zustimmend und findet, daß zärtliche Briefe „die Liebe angenehm auffrischen“. Gefreiter Fritz Stieg (21) weiß nicht recht, was er dazu sagen soll, gesteht aber nach reiflichem Überlegen, daß in seinen Briefen „so etwas mit drin ist“.

Offensichtlich scheinen sich aber viele Genossen ein bißchen zu schämen, wenn man sie daraufhin anspricht. Liebesbriefe, so glauben sie, wären etwas für jung Verliebte, und außerdem „kitschig“. Dabei muß es durchaus nicht so sein. Man lese einmal die Liebesbriefe von Karl Marx, Ludwig van Beethoven oder Robert Schumann. Wieviel Zärtlichkeit spricht aus ihnen, welche Kraft und welcher Reichtum inniger Gefühle! Und ganz sicher passen Liebesbriefe durchaus in unsere Zeit. Denn noch nie war eine Zeit der Liebe so hold wie hier und heute.

Und ebenso sicher sollten wir uns viel öfter auch und gerade während des Militärdienstes, Zeit für die Liebe nehmen – für einen zärtlichen Gruß, für einen Blick auf das Bild des Geliebten, für die Auswahl eines kleinen Geschenks, für einen innigen Brief. Zeit dafür läßt sich immer finden, wenn man aufrichtig und von Herzen liebt. Beide Teile – die Frau, Braut oder Freundin daheim wie wir selbst – werden aus der Kraft der Liebe zugleich auch neue Kraft für die Bewältigung der Tagesaufgaben schöpfen, wie Robert Schumann einst (in einem Liebesbrief!) schrieb: „Es geht alles so frisch von der Hand, es gelingt, was man unternimmt.“

„AR“ FRAGTE 80 GENOSSEN:

Erschüttert die durch eine zeitweilige Trennung bedingte Enthaltsamkeit die Liebe zueinander?

23 Genossen bejahten die Frage, 49 verneinten Sie, 8 äußerten keine Meinung.

Ihr

Karl Heinz Freitag

Diese aktuelle Umfrage entstand unter Mitarbeit von Feldwebel Manfred Brenner, Offiziersschüler Wolfgang Matthees, Stabsmatrose Jürgen Hoffman, Unterfeldwebel Dieter Linge, Flieger Peter Sieber, Major Rolf Dressel, Oberfeldwebel Horst Gehrke, Gefreiter d. R. Joachim Thorenz, Unterleutnant Hans-Jürgen Redlich und Unteroffizier Horst Lehmann.



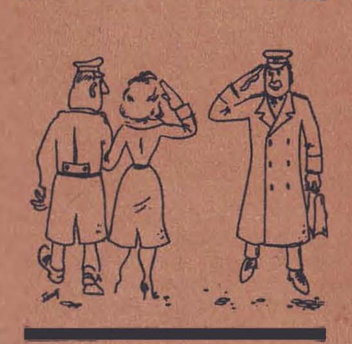
KURZER ENTSCHLUSS. *Soldat Bruns soll das erste Mal mit auf Wache ziehen. Bei der Wachbelehrung fragt ihn der O. v. D.: „Stellen Sie sich vor, eine Person springt über die Objektmauer und verschwindet im Gebüsch. Was machen Sie da?“ „Ich entfalte mich zur Schützenkette!“*



NEUE KRANKHEIT. „Wogegen werden Sie heute geimpft, Soldat Krause?“ – „Gegen meinen Willen, Genosse Feldwebel!“



UNNÖTIG. Kanonier Grünert macht beim Schießplatzkommando recht und schlecht seinen Dienst. Nur mit der Disziplin nimmt er es nicht so genau. Eines Tages kommt der Kommandeur wieder einmal zum Schießplatz und sagt zu ihm: „Von Ihnen hört man ja schöne Sachen. Kanonier Grünert!“ Der Soldat glaubt, jetzt ein Lob zu empfangen und antwortet: „Das freut mich, Genosse Hauptmann. Aber wegen der Belobigung hätten Sie sich nicht extra diesen Weg machen brauchen.“



ANZUGSORDNUNG. Fräulein Inge, Serviererin in einer Dienststelle der Volksmarine, passiert nach Dienstschluß die Torwache. Matrose Engel, der Posten, mustert sie aufmerksam. Plötzlich verzieht er schelmisch lächelnd das Gesicht, räuspert sich verstohlen und sagt: „Moment mal, Fräulein Inge. Sie haben eine Laufmasche im linken Strumpf. Heute drücke ich ein Auge zu. Aber nächstes Mal kommen Sie mit solcher nachlässigen Anzugsordnung hier nicht durch.“

REIZLOS. Peter ist der einzige in der Kompanie, den alle Mädchen „kalt“ lassen. Eines Sonntags jedoch sieht auch er interessiert zwei reizvollen Mädchen nach. Sein Freund Reiner meint schmunzelnd: „Die sind 'ne Wucht, was?“ Darauf zuckt Peter geringschätzig mit den Schultern: „So? Ich habe nur eben festgestellt, daß die eine falschen Tritt hat.“





Wolf unter Wölfen

Ein Fernsehfilm, hervorragend besetzt und mit Spannung erwartet

Über die „goldenen zwanziger Jahre“ in der Weimarer Republik haben namhafte proletarische Schriftsteller anschaulich geschrieben. Über den Niedergang des Bürgertums, ja sogar der Großbourgeoisie, hinterließ uns Rudolf Dietzen, Nachtwächter, Gerichtsreporter und endlich Schriftsteller, ein literarisches Dokument: Unter seinem Pseudonym Hans Fallada schrieb er „Wolf unter Wölfen“ – und er erzählt darin nicht nur die Liebesgeschichte des Mädchens Petra Ledig und des jungen Mannes Wolfgang Pagel, er schildert auch den Niedergang der Familie von Prackwitz, die im Chaos der Inflation verkommt. Dieses Stoffes hat sich der Deutsche Fernsehfunk angenommen; nach einem Buch von Klaus Jörn inszeniert Hans-Joachim Kasprzik. In einem Interview erklärte er: „Fallada gelangte in seinem Werk zu dem Ergebnis, daß die Bourgeoisie nicht in der Lage ist, Deutschlands Geschicke zu führen. In diesem geistigen Notstand liegt übrigens auch eine Parallele zur Situation in Westdeutschland. Auch das soll unser Film ausdrücken.“ Seit einigen Monaten sind die Dreharbeiten im Gange und ein Aufgebot namhafter Schauspieler hat daran Anteil. Kasprzik holte sich – wie für seinen Film „Gewissen in Aufruhr“ – wieder Inge Keller und Erwin Geschonneck vor die Kamera; außerdem Annekathrin Bürger, Armin Mueller-Stahl, Helga Labudda, Ekkehard Schall, Jürgen Frohriep u. a.



Roman, DMV, 435 S., aus dem Russ. von Heinz Kübart, 7,30 DM.

Wera Ustinowa: Eine einfache Geschichte

Der Titel verniedlicht. Das ist keine einfache Geschichte, das ist ein Roman, der erregt, packt und beeindruckt. Eine Geschichte von Liebe und Treue, von Feigheit und Tapferkeit, von Hoffnung und vom Leben in einer schweren Zeit. Krieg, sagt man, sei Männersache, nichts für Frauen. Der letzte bewies: Er macht auch vor Frauen nicht halt. Dieses Buch handelt vom stillen Heldentum jener Frauen, die über sich hinauswuchsen, um Leben zu retten, Wunden zu heilen. Von denen kein Frontbericht kündet, aber auf die das ganze Grauen des Krieges kam, die Not und die Schmerzen. Und es ist keine einfache Geschichte, tagaus, tagein in einem Lazarett zu stehen. Wehrlos den Wunden gegenüber: Hoffnung zu spenden, Hoffnung auch dort, wo keine Hoffnung mehr zu sein scheint. Und sich die Menschlichkeit zu bewahren. Ein Buch vom Kriege muß nicht ein Buch vom Grauen sein, ein Buch vom Sterben. Dieses ist es auf keinen Fall: Es ist eins vom Leben, vom gefährdeten Leben, das erhalten werden soll durch das Können der Ärzte, durch hingebungsvolle Pflege der Schwestern. Die Autorin zeigt den Krieg aus einer besonderen Sicht, und sie hat sich trotz des Furchtbaren den Glauben an die Menschen erhalten, und sie zeigt dem Leser, daß auch im Krieg das Leben triumphiert. Trotz der Opfer, die er fordert. Galina, Sascha und Igor meldeten sich freiwillig. Igor, immer im Schatten seines einflußreichen Vaters, zerbricht, weil er nie Gelegenheit fand, sich zu bewähren.

Auch falsche Liebe kann töten. Sascha gibt ihr junges Leben für ihre Heimat, aber sie stirbt mit dem Gefühl, nicht vergebens gelebt zu haben. Galina geht durch bittere und schmerzenreiche Stunden der Verzweiflung, und sie lernt auch alles Glück kennen. Sie versagt sich einer großen Liebe, um ihre Ehe nicht zu gefährden, und diese Ehe zerbricht, weil ihr Partner nicht standhält. Doch das ordnet sich unter in Augenblicken, die Größeres verlangen. Es ist gut, von solchen Menschen zu wissen, die sich und ihren Genossen treu blieben, ohne große Worte, ohne auf Anerkennung zu hoffen, einfach so, für den Nächsten, den Bedrohten. Diese Kraft strahlt das Buch aus. Wie gesagt, das ist keine einfache Geschichte, es ist das Hohelied von Menschen, die ihr Leben einsetzten, um anderes zu retten. *Claus*





Soldatenhumor aus „Néphadsereg", Budapest



Noch ein Prösterchen

Schickte doch die Düsseldorfer Bürgerwehr dem Bundestagspräsidenten Gerstenmaier einen Bierhumpen ins Haus und die Bitte dazu, immer einen Schluck daraus zu nehmen, wenn's mal mit der Demokratie nicht klappt. Und Herr Gerstenmaier, nicht faul, aber leichtsinnig, verkündete, es so halten zu wollen. Dabei hat der Mann Familie, und hätte schon deshalb nichts versprechen sollen. Denn man bedenke: Früh um acht hat



Vignette: Arndt

Höcherls Abwehrdienst eine Panne — also „Prost!" Um neun wird ein ehemaliger SS-Mann n i c h t befördert — „Prost!" Um zehn entlarvt in Berlin Albert Norden einen Bundeswehrgeneral als Kriegsverbrecher — wieder „Prost!" Um 11 gibt's einen Bestechungsskandal bei der Rüstungsindustrie — „Prost!" Um 12 dringt ein neuer Fall Nagold an die Öffentlichkeit — noch ein Prösterchen — und noch eins und noch eins, tagaus, tagein. Ist es da ein Wunder, daß er abends in Reden über die DDR keinen vernünftigen Gedanken mehr hervorbringt? Also mehr Verständnis für den Herrn! Zumal er neulich — gegen 16 Uhr — auf die Frage, wie es um die Bonner Demokratie stünde, nach einem erneuten Prost geantwortet haben soll: „Es ist zum Kotzen!" Und so nüchtern war er doch lange nicht mehr.

UNTERLEUTNANT EGON HENNINGER

Geburtsdatum: 22. Juni 1940. Beruf: Maschinenschlosser. Klub: ASK Vorwärts Rostock. Größte sportliche Erfolge: Olympiavierter über 200 m Brust, mit der DDR-Lagenstaffel Bronzemedaille bei den Europameisterschaften 1962, zwölfmal Deutscher Meister, Europarekordhalter im 100-m-Brustschwimmen.

Was ein Formular bedeuten kann, weiß der Rostocker ASK-Schwimmer zu erzählen: Als Matrose eingestellt, hatte er in seiner ASG eben ein solches auszufüllen; vor allem war darin nach seiner bisherigen sportlichen Tätigkeit gefragt. Und getreulich schrieb er, daß er bei der BSG Motor Bautzen bereits wettkampfmäßig geschwommen. Besagtes Formular kam bald darauf dem ASK-Trainer Kutz in die Hände, der gerade einige junge Talente für die Sportmannschaft Schwimmen suchte. Ohne besondere Hoffnungen fuhr er zu Egons Einheit, überprüfte ihn und erwirkte trotz der mageren 1:20,0 min über 100 m Brust seine Delegierung zum Klub. Heute kann man nur sagen: Gut, daß es so kam. Denn noch 1959 erfüllte er die Norm eines Meisters des Sports und qualifizierte sich wenig später für die Olympischen Spiele in Rom. Dort überraschte er die Fachwelt mit einem ausgezeichneten vierten Platz und machte gleich bei seinem ersten Auslandsstart von sich reden. Dann allerdings wurde es etwas still um ihn. Viele glaubten, sein Stern sei so schnell wie er aufgestiegen auch erloschen. Da ließ der heute 23jährige anfangs des laufenden Olympiajahres wieder von sich hören: In Magdeburg schwamm er über 100 m Brust mit 1:09,0 min neuen Europarekord, zwei Zehntelsekunden schneller als der bisherige Rekordhalter Prokopenko. Das läßt uns für die Olympischen Spiele in Tokio hoffen... KW





Was ißt Soldat János?
KOLOZSVÁR-KRAUT

Sauerkraut, Reis und Schweinegulasch getrennt kochen. In feuerfeste Form eine Schicht Sauerkraut legen, darauf eine Lage Reis, eine Schicht in Scheiben geschnittener harter Eier und die Hälfte des Gulasch. Darüber wieder Sauerkraut, eine Schicht Bratwurst in Scheiben, Reis, Gulasch und Eierscheiben. Den Abschluß bildet Sauerkraut, auf das einige Stücken aufgeschnittenen geräucherten Specks gelegt werden. Das Ganze in der Bratröhre gut durchbacken.



Waffenbrüder-Magazin

Fremdsprachen im Schlaf erlernen Offiziershörer der Kiewer Hochschule für Luftverteidigung. Der Unterricht erfolgt über Lautsprecher in schallisolierten, mit Betten ausgestatteten „Klassenzimmern". Für dieses Experiment, das ständig von Medizinern überwacht wird, meldeten sich die Schüler freiwillig. Nachweisbar kommen sie im Fremdsprachenunterricht wesentlich schneller voran als andere Gruppen, die nach der üblichen Methode lernen.

●

Erstmalig begann an der höheren Militärschule in Wyskow (ČSSR) ein 4-Jahres-Lehrgang. Die Absolventen erwerben neben den militärischen Spezialkenntnissen eine abgeschlossene Hochschulausbildung in Mathematik.

●

Fast 24 Prozent aller Offiziere der Polnischen Volksarmee kämpften während des Krieges in regulären Truppenteilen oder in Partisanengruppen gegen die faschistischen Okkupanten. Etwa 90 Prozent stammen aus Arbeiter- oder Bauernfamilien. Rund 70 Prozent der Offiziere gehören der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei an.



„Sie liebt mich, sie liebt mich nicht . . ."

FACHBUCHEREI

Sie hatten sich im Klub der Kompanie zusammengefunden. Ein Dutzend Soldaten, der neu gegründete „Mathematikzirkel" der Kompanie mit Soldat Förster, von Beruf Maschinenbauingenieur, als Leiter.

Mit verschmitztem Lächeln begann er:

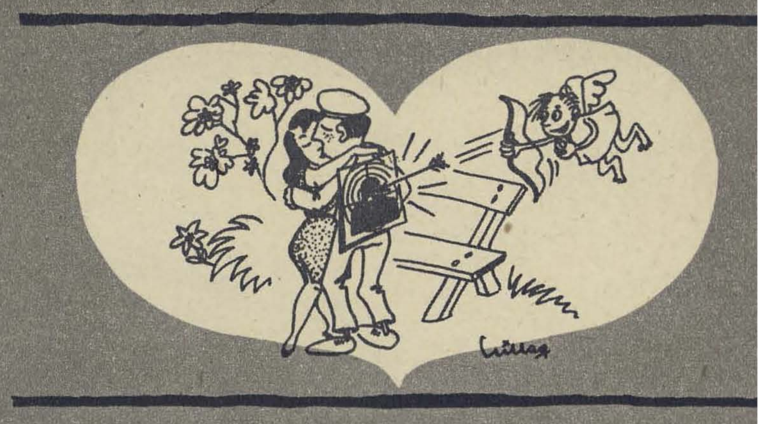
„Kennt ihr die Geschichte des Ingenieurs Kiesewetter, der nur mit dem Rechenschieber operierte? Paßt auf! Als wir das spitzbekommen hatten, stellten wir zu jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit die Frage, wieviel doch gleich vier mal vier wäre. Kiesewetter nahm den Rechenschieber, stellte kurz ein und todernst kam seine Antwort – 15,999, sagen wir rund 16. Solche Mathematiker wollen wir nicht werden. Wir werden zunächst einiges wieder-



holen, das im Laufe der Jahre ohne Übung verschüttet wurde, kurz etwas über die Grundrechenarten, die Arithmetik und Algebra, die Geometrie. Damit sich jeder intensiv mit den Problemen der Mathematik befassen kann, hier ein paar Hinweise über gute Fachliteratur.

Förster schrieb einige Buchtitel an die Tafel. Auf einen machte er ganz besonders aufmerksam. Es war das „Taschenbuch der Elementar-Mathematik" von Obádovicz, ein Nachschlagewerk, das jedem Lernenden in leicht verständlicher Form, übersichtlich und klar die Probleme der Mathematik nahebringt. Das Taschenbuch behandelt nicht nur die Grundlagen der Mathematik und den Stoff der Oberschulen, sondern gibt auch Einblick in einige Kapitel der Hochschulmathematik. In knapper Darstellung wird auch die Mathematik geboten, die an Technischen Hochschulen gelehrt wird.

Obádovicz, Taschenbuch der Elementar-Mathematik, B. G. Teubner – Verlagsgesellschaft, Leipzig 1962, DM 25,–.



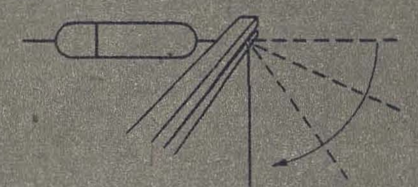


Zuviel Wärme ist ungesund. Transistoren und Dioden sind als Halbleiterbauelemente besonders anfällig gegen thermische Überlastungen. Die Temperatur an der Sperrschicht soll deshalb 75 °C nicht überschreiten. Wird eine Schaltung dimensioniert, so sind die Umgebungstemperatur und die nach den Kenndaten erforderlichen Kühlbedingungen zu berücksichtigen. Zum Beispiel hat der OC 825 mit Kühlschelle eine maximale Verlustleistung von 150 mW, ohne Kühlschelle, für Temperaturen bis 45 °C aber nur maximal 120 mW. Bei Leistungstransistoren sind diese Unterschiede noch größer. Für den GD 110 (OC 831) gilt bei etwa 40 °C:

Kühlfläche	Nv max.
ohne	190 mW
16 cm²	420 mW
30 cm²	700 mW
50 cm²	880 mW
150 cm²	1,18 W
300 cm²	1,39 W

Thermisch belastet wird der Transistor auch beim Lötvorgang. Deshalb sollte man nie die vorhandenen Anschlußdrähte kürzen. Als Vorsichtsmaßnahme empfiehlt es sich, den Anschlußdraht zwischen Lötstelle und Transistorgehäuse mit einer kalten Flachzange zu halten, damit die beim Löten entstehende Wärme vor dem Transistor abgeleitet wird. Der Lötkolben soll nicht zu klein sein, da sonst die Lötung zu lange dauert. Bei heißem Lötkolben fließt das Lot schnell und die in dieser Zeit übertragene Wärmemenge ist gering.

Oft wird nicht beachtet, daß Halbleiterbauelemente nur geringe Spannungen vertragen. Arbeitet man mit einem nicht geerdeten Lötkolben, so kann bei vorhandenem Masseschluß des Lötkolbens gegen



Beim Biegen der Anschlüsse 3 mm Abstand einhalten, um die Glasdurchführungen nicht zu beschädigen.

das Massepotential der Schaltung die volle Netzspannung auftreten. Abhilfe schafft hier das Kurzschließen der Transistoranschlüsse (z. B. durch Flachzange) oder die Isolierung der Schaltung vom Massepotential während der Lötarbeiten. Ing. Schubert




Eulenspiegel
reist ins
Gelobte
Land
und
findet
Leute,
die wohl
zu
schreiben,
aber nit
zu lesen
verstanden



Die erst Historie sagt, wie Till von Soldaten geäfft ward, aber es jenen nit bös heimzahlen wollte.

Auf ein Zeit kam Eulenspiegel gen Marienberg. Da er nun auf dem Markt bei der Statue Heinrichs des Frommen stand und sich bedachte, wie damit den Marienbergern irgendeine Schalkheit aufzurichten sei, war über ihm plötzlich ein groß Gebraus. Und da er nun hochsah, war es der Baron Münchhausen auf einer Kanonenkugel. „He, Gesell!“ rief Till mit lauter Stimme, „woher des Wegs?“ — „Von ‚Gelobt Land‘, dorten die Soldaten es hurtig treiben!“ rief jener herab und ward sogleich zum fernen Punkt am Horizont. Solcher Sag nahm Till neugierig acht, und da er sich bei Soldaten durchfragte, stand er bald in einem gar öd Geländ mit Gräben und Schießscheiben. Da mußte er lachen und sprach: „Das sind rechte Schelm, die ihrem Schießplatz einen so klingenden Nam geben und also gar einen Schalksnarren äffen. Deshalben will ich es den Genossen nit bös vergelten und sehen, wie sie's treiben und ob mein Schalkheit und Spiegel ihnen von Nutz sein kann.“

Die zweit Historie sagt, wie Till der Leitung des Truppenteils beweist, daß das Leben von oben anders ausschaut als von unten und nach wie vor Vertrauen gut, aber ständige Kontrolle besser ist.

Wie nun Till zur Kaserne kam, wurde er gar freundlich aufgenommen, und Major Schildbach, der Stabschef, fragte nach seinem Begehren. Also erinnerte Till den Major an seine Schalkheit so um 1318 beim Grafen von Anhalt, dem er sich als Turmbläser verdingt hatte. Und wenn Feinde kamen, so blies er nit Alarm, und wenn kein Feind da war, so blies er Alarm. Und Till sprach zu dem Major: „Also will ich bei euch *jetzt* blasen, wenn kein Feind da ist, darmit ihr immer bereit seid auch ohn Turmbläser.“

Der Major war damit einverstanden und meinte: „Blas' nur zu, Till. Dadurch wird jeder nochmal an seine Pflichten erinnert.“ Da mußte Till lachen und sprach: „Es möcht vielleicht euch selber laut in die Ohren blasen?“ Doch der Major antwortete heiter: „Blas' nur zu, Till!“ Da dachte Till an sein Anliegen und fragte: „Ich erfuhr am Tor, ihr steht im Wettbewerb. Meint ihr, daß in jeder Kompanie die Soldaten wissen, an welcher Stell jeder steht im Schießen?“ Ohne Zögern antwortete der Major: „Aber selbstverständlich, Till. Die Schießergebnisse werden in den Kompanien nach jeder Übung ausgewertet. Jeder Kompaniechef weiß, wer der beste Zug und die beste Gruppe ist und wer an zweiter und dritter Stelle steht.“

Und Till fragte: „Bist du des ganz sicher?“ Der Major bejahte und rief nach einem Hauptmann im Nebenzimmer. Der sprang flugs herbei, und da ihn Till examinierte, berichtete dieser: „Ich bin selbst immer bei den Kontrollen des Stabes dabei und weiß, daß das überall klappt. Dadurch entsteht doch erst die richtige Wettbewerbsstimmung. Der Unteroffizier X muß z. B. dem Soldaten Y sagen können: ‚Du stehst in der Gruppe ganz vorn, aber in der Kompanie an sechster Stelle, also strenge dich an.‘“

Till, der ja seit 600 Jahren das Leben von einer Eck zur andern durchreist hat und weiß, daß gar manches leichthin einfach behauptet wird, erstaunte ob dieser überzeugten Red. Aber noch befragte er nit seinen Spiegel und bohrte weiter: „Ihr meint also, daß ein jeder Kompaniechef über jed einzel Übung und auch all Übung zusammen genau Rechnung macht und also ein Blick hat über die Kompanie?“

Und der Major und der Hauptmann sprachen wie aus einem Munde: „Jawohl, in jeder Kompanie!“ Till ließ nun ab davon und sagte: „Also will ich in ein Kompanie gehen, die im Truppenteil nit die best und nit die schlechtst ist und sehen, wie sie es treiben. Nennet ihr mir eine solche!“ Und der Major nannte ihm die Kompanie des Genossen Müller. Jetzt konnte Till es sich nit verkneifen und schaute in seinen Eulenspiegel. Da sah er, daß die beiden Offiziere die ganze Zeit eine gar taube Nuß geknackt und leer Stroh gedroschen hatten. Also ließ er sie selbst in den Spiegel neinschauen, auf daß sie sich selbst überzeugen konnten, wie just in dieser Kompanie Müller seit Dezember 1963 keiner an eine solche Auswertung gedacht hatte. Da standen sie arg beschämt und erschrocken. Till ward lachen und sprach: „Es möcht also doch euch selber laut in die Ohren blasen!“ Und er stand auf und ging zur Tür hinaus.

Die dritt Historie sagt, wie Till einem Kompaniechef die Selbstzufriedenheit nimmt und ihm die Lehr erteilet, daß weniger manchmal mehr ist.

Und Till kam in der Kompanie Haus, da der Genosse Müller der Hauptmann war. Der hieß ihn voll Respekt willkommen sein, denn er sah an seinen Kleidern, wer sein Gast war. Und Till saß an des Hauptmanns Tisch nieder und fragte sogleich, ob jeder Soldat Bescheid wisse, an welcher Stell er steht im Schießen, damit er sich im Wettbewerb sputen und auch die Schützenschnur erringen kann. Der Hauptmann überlegte nit lang und erwiderte: „Wer die besten

und schlechtesten Schützen sind, stellt sich ja gleich auf dem Schießplatz heraus."

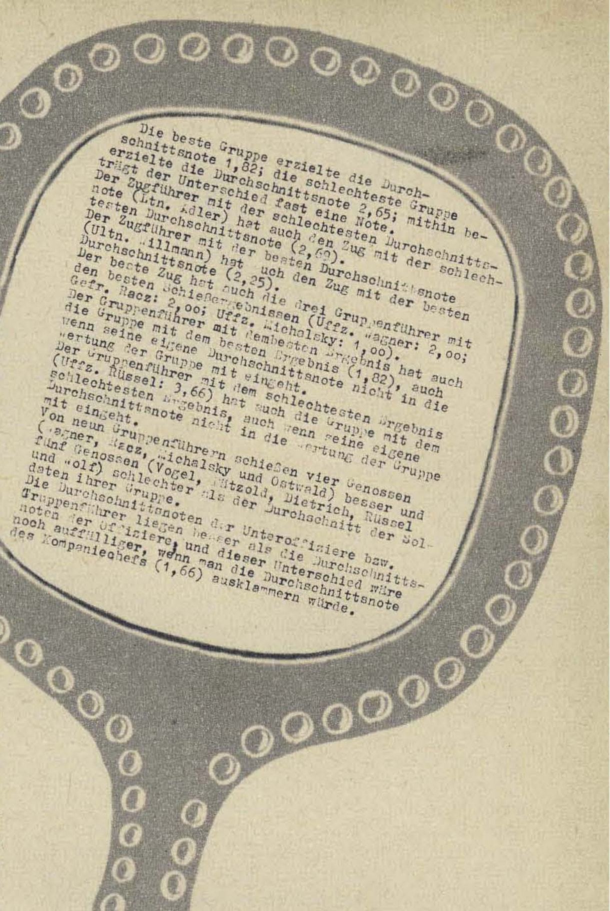
Till merkte wohl, daß das kein exakt Red auf sein Frag war. Aber er schwieg still darüber und bat um einen Nachweis, auf daß er etwas schwarz auf weiß besehen könnte. Also brachte der Kompaniechef ein Mapp, und Till ward gewahr, was er durch seinen Spiegel längst wußte und sprach: „Mich dünkt, hier fehlt seit Julmond* bis Lenzing** ein exakt Rechnung für die einzelnen Übungen und auch für alle Übungen zusammen. Meinst nit auch, daß das nötig wär?"

Also der Hauptmann bei einer Nachlässigkeit ertappt war, stimmte er ein gar traurig Lied darüber an, daß er so wenig Zeit habe, und als Till fragte, ob es nit ein anderer fixer Bursch hätte machen können, lamentiret der Hauptmann, daß er einen pfiffig Soldaten gehabt habe, der sei aber versetzt worden. „Sieh, Till", sprach er wehmütig, „zwischen dem letzten Schießen und dem nächsten am kommenden Montag liegt nur eine Woche, und morgen muß ich wieder für zwei Tage weg zur Offiziersausbildung. Meine Zugführer haben selbst genug mit der Dienstdurchführung zu tun, und so ist es das ganze halbe Jahr gegangen bis heute."

Ob soviel Mangel an Selbsterkenntnis konnte Till nur den Kopf schütteln, und er war ernstlich bös, weil er sah, daß ein Mann zu dieser exakten Rechnung nur vier Stunden nötig gehabt hätte pro halbes Jahr. Und sein Spiegel wies ihm, daß in der Kompanie Luthardt nebenan trotz der gleichen Bedingungen alles aufs beste stand. Aber er schwieg darüber und kam nun zu Red, ob der Hauptmann wenigstens aus der täglichen Praxis wüßte, wie die einzelnen Züge und Gruppen seiner Kompanie sich im Schießen voneinander unterscheiden, auf daß er an der schwächsten Stell eingreifen könnte. Der Hauptmann bedachte sich nit lang und entgegnete: „Die einzelnen Züge und Gruppen unterscheiden sich kaum voneinander. Man muß überall hinterher sein."

Also Till das hörte, ergrimmte er, zumal er durch sein Spiegel längst Kunde hatte, daß eine genaue Rechnung etwas ganz anderes wies, als der Hauptmann in seiner Oberflächlichkeit daherredete. Und Till sprach: „Ich glaub dir nit dein Sang von Zeitnot. Du entschuldigst dich mit halben Wahrheiten, da doch die ganze Wahrheit ist, daß du darmit dein eigen Gewissen einschläferst. Ich glaub, du kommst nit zur richtigen Arbeit, weil du nit immer gründlich darüber nachdenkst. Doch will ich dir nit einfach etwas behaupten, wie du es tust, sondern ein helfend Lehr erteilen, woran du für den Rest des Jahres mit Nutz denken magst."

Und er hielt dem Hauptmann seinen Eulenspiegel vor. Also der Hauptmann in den Spiegel neinschaute, war er ganz erstaunt und betroffen, denn dort stand die Aufrechnung vom laufenden halben Jahr, die er versäumt hatte, und es war im schönsten Berichtsdeutsch ganz leicht zu lesen:


Die beste Gruppe erzielte die Durchschnittsnote 1,82; die schlechteste Gruppe erzielte die Durchschnittsnote 2,65; mithin beträgt der Unterschied fast eine Note.
Der Zugführer mit der schlechtesten Durchschnittsnote (Ltn. Adler) hat auch den Zug mit der schlechtesten Durchschnittsnote (2,69).
Der Zugführer mit der besten Durchschnittsnote (Ultn. Tillmann) hat auch den Zug mit der besten Durchschnittsnote (2,25).
Der beste Zug hat auch die drei Gruppenführer mit den besten Schießergebnissen (Uffz. Wagner: 2,00; Gefr. Racz: 2,00; Uffz. Micholsky: 1,00).
Der Gruppenführer mit dem besten Ergebnis hat auch die Gruppe mit dem besten Ergebnis (1,82), auch wenn seine eigene Durchschnittsnote nicht in die Wertung der Gruppe mit eingeht.
Der Gruppenführer mit dem schlechtesten Ergebnis (Uffz. Rüssel: 3,66) hat auch die Gruppe mit dem schlechtesten Ergebnis, auch wenn seine eigene Durchschnittsnote nicht in die Wertung der Gruppe mit eingeht.
Von neun Gruppenführern schießen vier Genossen (Wagner, Racz, Michalsky und Ostwald) besser und fünf Genossen (Vogel, Pützold, Dietrich, Rüssel und Wolf) schlechter als der Durchschnitt der Soldaten ihrer Gruppe.
Die Durchschnittsnoten der Unteroffiziere bzw. Gruppenführer liegen besser als die Durchschnittsnoten der Offiziere, und dieser Unterschied wäre noch auffälliger, wenn man die Durchschnittsnote des Kompaniechefs (1,66) ausklammern würde.

Wie der Hauptmann das gelesen hatte, ward er ganz still und saß in sich gekehrt. Also klopfte Till ihm freundlich auf die Schulter und sprach: „Siehst du jetzt, wie wichtig solch Aufrechnung ist? Ich glaub, du hast nit Zeit, weil du überall anfängst und nit den Stier bei den Hörnern packst. Du hast kein gut Blick über die Kompanie und verschießest blind und ohn viel Nutz Breitseit, wo ein gezielt Schuß ins Schwarze trifft. Kennst nit das Hebelgesetz? Weniger ist manchmal mehr. Auf den Schwerpunkt kommt's an."

Alsobald verließ Till den Hauptmann mit dem Versprechen, sich in der Kompanie umzutun und zu zeigen, wie eine solche Schieß-Aufrechnung die Sicht freimacht für manche Seiten in der Erziehung der Genossen.

Die viert Historie sagt, wie Till zwei blinde Gruppenführer sehend macht, auf daß sie sich als Schönfärber erkennen und Besserung geloben.

Wie Till sich nun in der Kompanie umtat, da begegnete ihm der Unteroffizier Rüssel, und Till fragte ihn: „Schießt du schlechter als deine Soldaten?" Der Unteroffizier verneinte. Und Till fragte weiter: „Wie schätzt du dein Kenntnis ein, die Soldaten das Schießen zu lehren?"

---

* Dezember, ** März

Und Genosse Rüssel antwortete: „Gut.“ — Also forschte Till: „Wie steht deine Gruppe in der Kompanie mit dem Schießen?“ Darauf antwortete der Unteroffizier, daß seine Gruppe nicht schlechter sei als die anderen. Da nun Till ihn in seinen Spiegel schauen ließ, konnte Genosse Rüssel vermerken, daß seine Gruppe im Schießen an zehnter und letzter Stelle stand in der Kompanie und er selbst im Schnitt der letzten vier Monate der schlechteste Schütze seiner Gruppe und aller Unteroffiziere zusammen war. Und er war ganz geknickt. Also sprach Till: „Ich weiß, daß du dir sonst Mühe gibst und nicht rumlamentirest und bei Arbeitseinsätzen mit zupackst. Laß es dir deshalben nit verdrießen und denk darüber nach.“

Danach winkte Till den Unteroffizier Petzold, der in der Nähe stand, und sprach: „Woran liegt es, daß du schlechter schießest als deine Soldaten?“ Behend gab der Unteroffizier Antwort: „Das liegt an meiner Waffe. Auf der Waffenkarte stand Kategorie 2, und ich wollte nicht damit schießen, mußte es aber.“ Ob dieser faulen Ausrede ärgerte sich Till und befahl: „Schau in den Spiegel!“ Alsobald merkte der Unteroffizier, daß seine Waffe ohne Fehl war und er ein gesprochen Wort von der Kategorie 2, das auf einen Kratzer am Lauf gemünzt war, aufgeschnappt und mißdeutet hatte. Und er war ganz beschämt. Und Till sprach: „Ich wär es sehr zufrieden, wenn du nun mehr Vertrauen in dein Waffe setzest, darmit das nächste Ergebnis besser wird.“

Die fünft Historie sagt, wie Till ganz gegen seine Art stillstand und nur hinhörte, was in der Kompanie Red war.

Da nun Till noch andere Genossen dazu bat und fragte, was sie an der Schießausbildung zu verbessern verlangten und welche Mängel noch dagegen stünden, da folgte ein guter Vorschlag dem anderen. Der Unteroffizier Michalsky, der beste Schütze der Kompanie, erklärte: „Man müßte einen Raum haben, der sich verdunkeln läßt, und dort ein Scheibenziel aufstellen, das im Verhältnis der tatsächlichen Entfernung auf

Illustrationen: Horst Bartsch



dem Schießplatz verkleinert ist. Hinter dem Ziel wird eine Silhouettenbeleuchtung installiert. Ein solches KK-Training nützt vor allem den LMG-Schützen, die ja ohne Nachtsichtgerät auskommen müssen. Aber niemand von der Kompanieleitung findet Zeit, so etwas zu organisieren.“

Ein anderer Genosse verlangte, die Soldaten vor jedem Schießen nochmal über Besonderheiten des Geländes, der Lichtverhältnisse und der Wetterbedingungen zu informieren. „Oft speist man uns mit der allgemeinen Phrase ab, das Gelände ist schwierig. Sicher muß der Soldat im Ernstfall in unbekanntem Gelände operieren. Aber wenn er jetzt konkrete Hinweise erhält, was er in welchem Gelände beachten muß, lernt er sehen und findet sich so jederzeit auch in unbekanntem Gelände schnell zurecht.“

Und Unteroffizier Michalsky hub wieder an: „Am Montag ist nun erstes Gruppengefechtsschießen. Ich möchte mich vorbereiten und meine Soldaten einweisen. Aber keiner sagt mir, ob ich mit meiner Gruppe am Tage oder in der Nacht schieße. Ich höre schon das Argument, der Unteroffizier muß alles können und sich und seine Soldaten auf beides vorbereiten. Doch erstens bin ich erst wenige Monate Unteroffizier. Zweitens glaube ich kaum, daß ein Vorgesetzter, der seine Aufgabe ernst nimmt, ohne jeweilige gründliche Vorbereitung auskommt, auch wenn er alles ‚schon mal gehabt‘ hat. Und drittens haben wir es auch nicht so dick, was die Zeit anbetrifft. Dafür machen wir aber — um den Plan zu erfüllen — sehr oft vier Stunden hintereinander Stationsbetrieb. Dabei ermüden die Soldaten – nicht physisch – aber Langeweile herrscht, wenn sie an jeder Station eine Stunde stehen. Entweder soll man nur zwei Stunden machen, oder mehr Stationen einrichten oder aber den Stationsbetrieb mit einem Konditionstraining verbinden, wie es in der Kompanie Luthardt der Fall ist.“

Also Till näheres darüber wissen wollte, hörte er, daß dort zwar alles im Laufschritt und nach der Stoppuhr gehe, aber langweilig sei es nicht. Und ein Soldat erzählte: „Beim Dreieckzielen z. B. laufen die Soldaten erst 200 m und richten gleich danach in 35 sek. dreimal den Kontrollpunkt an. So erlernen sie die richtige Atemtechnik. Am Schießtraining nehmen dort auch die Innendienstkranken teil. Da wird Dreieckzielen und Laden dann eben im Flur geübt. Ich frage mich manchmal, warum bei uns da kein Weg reingeht. Unsere Ergebnisse sind ja nicht schlecht, aber wir könnten mehr schaffen.“

Till freute sich dessen, wie aufgeschlossen und frei von der Leber die Genossen redeten. Und er ward wie sie ärgerlich darüber, daß die Trefferbilder erst im Januar ausgegeben wurden, nachdem bereits zwei Schießübungen stattgefunden hatten und weil eine Inspektion angekündigt war. Also Till nun fragte, ob die Genossen nit selbst manchmal zusammensäßen, auf daß sie berieten und knobelten, wie das Schießen besser zu machen sei, verneinten diese. Und Till mahnte sie deshalben. Also sprach ein Soldat: „Wir brauchen uns ja nur bei den Genossen der Kompanie Luthardt zu erkundigen. Dort haben sie einen Bastelzirkel, der regelmäßig die ‚Gefechtsausbildung‘ und die ‚Militärtechnik‘ liest und daraus lernt und selbst Zielkellen mit Blinklichtern, mit Punkt und mit Silhouette der Scheibe 7 gemacht hat.“

Wie Till das hörte, gedachte er der Worte des Genossen Oberleutnant Schulz, eines Zugführers der Kompanie Luthardt, von dem er im Speisesaal erfahren hatte, daß der Genosse Luthardt selbst schon oft dem Genossen Müller geholfen und Hilfe angeboten hat. Doch dort hätten sie zwar zugehört, aber hinterher ihren eigenen Stiefel weiter gemacht.

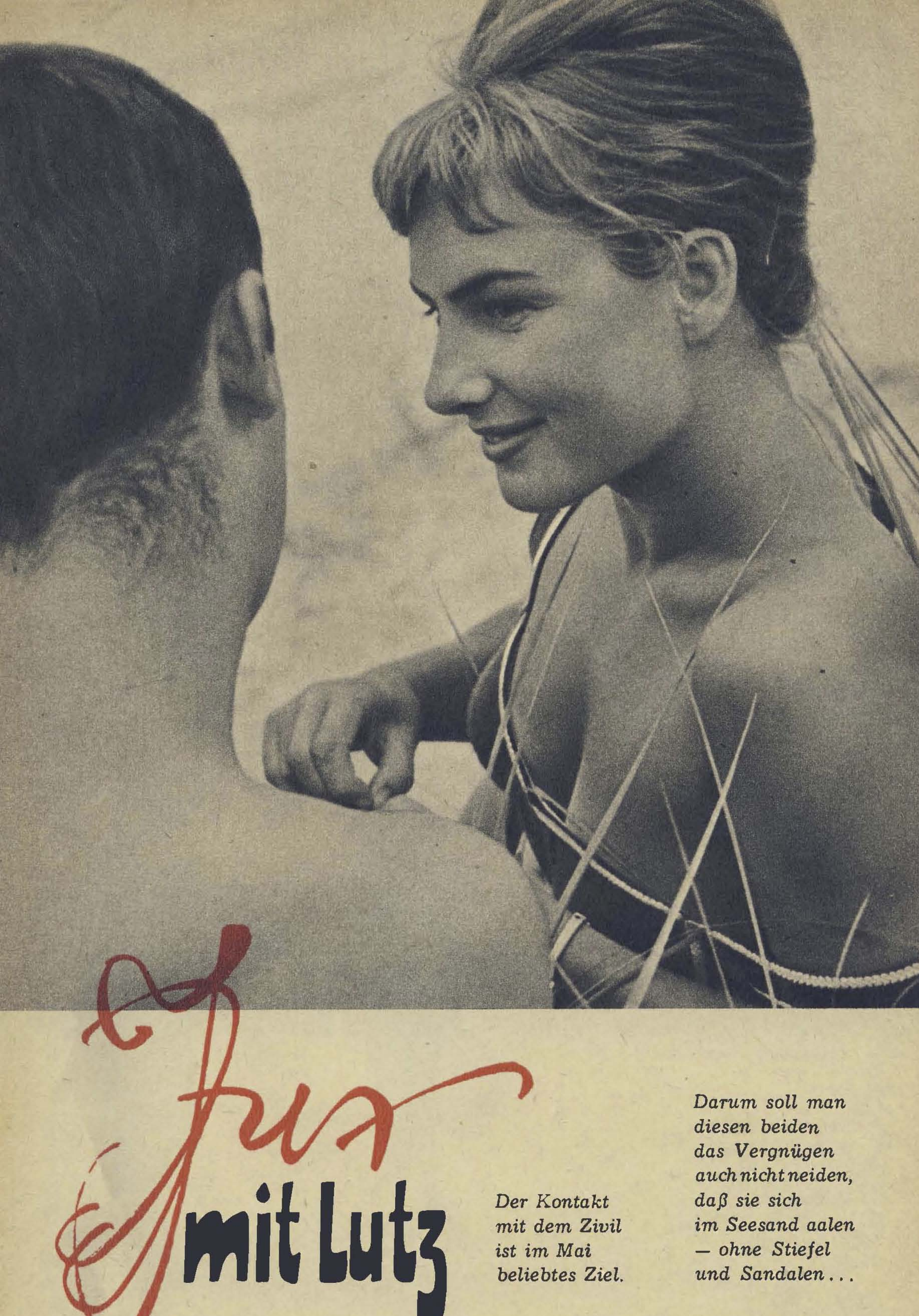
Also bedankte sich Till sehr bei den Genossen und ging weg.

Die letzt Historie sagt, wie Till an sein eigen Narretei erinnert ward und ein Lehr daraus weitergibt, bevor er sich auf und davon macht.

Also kam Till wieder hin zu dem Kompaniechef und fragte: „Habt ihr einen Schießzirkel?“ Und der Hauptmann sagte: „Ja, wir haben einen, aber der arbeitet zur Zeit nicht. Die meisten Genossen sind nämlich im Chor, da bleiben nur wenige Genossen und wenig Zeit für den Schießzirkel übrig.“ Also fragte Till, wer der Leiter des Schießzirkels sei. Und der Hauptmann sprach: „Das ist eigentlich Unterleutnant Willmann, aber der leitet jetzt den Chor.“ Da nun Till die Namen der wenigen Teilnehmer zu wissen verlangte, antwortete der Hauptmann: „Die Namen habe ich nicht im Kopf. Offen gesagt, der Schießzirkel steht eben nur auf dem Papier.“ Also begehrte Till das Papier zu sehen, und der Hauptmann fuhr fort: „Es gibt keine Teilnehmerliste, ich meinte vorhin, daß der Schießzirkel nur erst so in unseren Gedanken existiert. Wir wollen einen gründen.“ Ob dieser Worte erstaunte Till sehr und sprach: „Ich bin voll Narretei und Schalkheit, aber ich kunnt nie das, was nit da war, herzaubern und wieder verschwinden machen wie du jetzt. Wie dein Red ging, mußt ich aber denken an mein Narretei beim Landgrafen von Hessen, dem ich weismacht, ich malet ihn und sprach zu ihm, daß der mein Gemäld nit wohl sehen könnt, der nit recht ehelich geboren. Ob dieser Büberei kostet es mich fast mein Leben, und ich ging gar schnell auf und darvon. Deshalben rat ich dir, mach nit solch Stückchen, man kommt nit weit darmit.“

Also versprach der Hauptmann, daran zu denken, und Till sagte: „Hab ich dich auch recht gebeutelt, so laß nit den Kopf hängen, und ich rat auch niemand, dich zu schmähen, denn dein Kompanie ist nit schlecht, nur könnt es noch besser sein. Deshalben laß ich dich ein letzt Mal in meinen Spiegel schauen.“ Also sah und hörte der Hauptmann, was Till vorher in der Kompanie erkundet hatte, und er versicherte, danach zu tun. Des war Till höchst zufrieden und ging auf und davon.

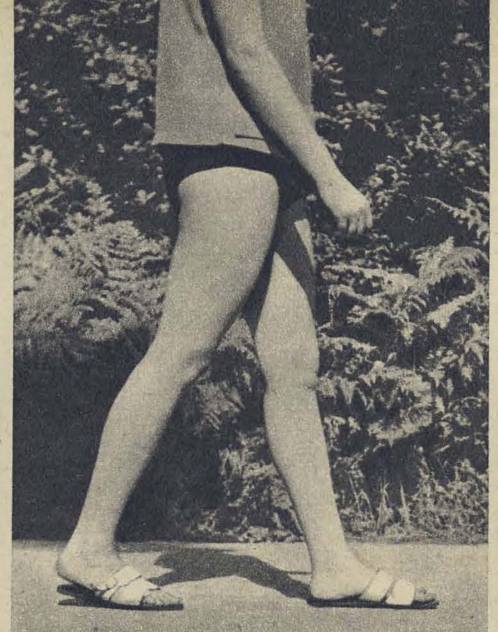
F. d. R.: Oberleutnant Lothar Kitzing



Jux mit Lutz

Der Kontakt
mit dem Zivil
ist im Mai
beliebtes Ziel.

Darum soll man
diesen beiden
das Vergnügen
auch nicht neiden,
daß sie sich
im Seesand aalen
— ohne Stiefel
und Sandalen . . .







Hart am „Feind"
in Stellung gehn
ist im Übungsfalle
schön:
Die Bewegung
im Gelände
zeigt, wo sich
ein Kampfziel fände.

Achtung! – Ziel
erkannt, von links
kommt es, gleichfalls
allerdings
kommt ein zweites
Ziel von rechts:
Beide
weiblichen Geschlechts!

Beine sind es,
nichts als Beine;
schlanke, dicke,
plumpe, feine ...
Volle Sicht
verwehrt die Lage.
Beinlich steht
vor Lutz die Frage:











Ist das Risiko
nicht groß,
schaut man auf die
Basis bloß?
Das Attraktive
einer Frau
bildet doch der
Überbau!

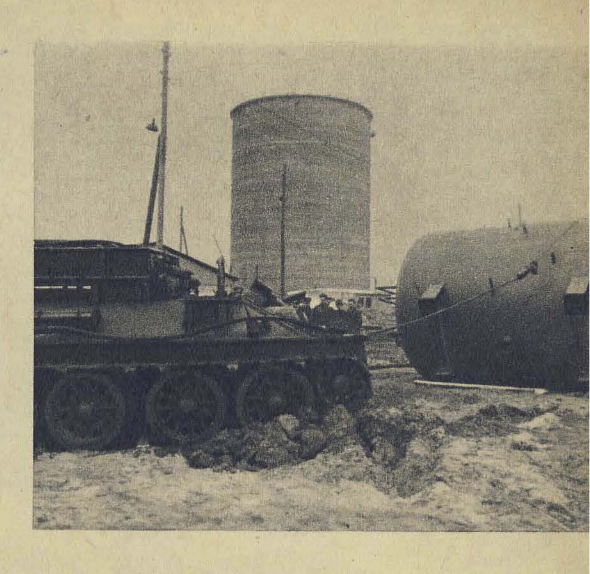
Hier erfreut
und dort verdrossen,
lang gezögert,
kurz entschlossen
schreitet Lutz
— Sprung auf! —
bei dieser Dame
zur Gefangennahme.

Wer gesiegt hat
von den beiden,
wird der Dienstplan
erst entscheiden . . .
Diesbezüglich
nur so viel:
Heute nacht
Geländespiel!

B. Trachter



MILITÄRTECHNISCHE Umschau



Schlepp-Panzer im Wirtschaftseinsatz

Weichwasserbehälter mit einer Masse von rund 15 t, die für das Kraftwerk des Chemiefaserkombinats Wilhelm-Pieck-Stadt Guben umgelagert werden mußten, bewegte ein Schlepp-Panzer unserer Truppen vom Typ T 34. Damit konnte in sozialistischer Hilfe die planmäßige Montage der Behälter wie vorgesehen erfolgen.



„Wundertätiger" Med. Dienst

Wenn es möglich ist, in unserer Zeit immer noch Leute mit sogenannten Wundermitteln hereinzulegen, um so leichter war es während des Dreißigjährigen Krieges, den Landsknechten allerlei Schnickschnack anzudrehen.

Besonders beliebt waren Kügelchen aus „Jungfrau-Pergament", die mit einem Mehlteig umkleidet waren und jeden Landsknecht für 24 Stunden hieb- und stichfest machen sollten.

Bereits vor dem Dreißigjährigen Kriege machte der Passauer Henker „zauberhafte Geschäfte". Dieser pfiffige Bursche, er hieß Hieronymus, druckte mit einem Stempel geheimnisvolle Figuren auf kleine Zettel, die den Landsknechten das unbedingte Gefühl der Sicherheit und ihm selber einen prallen Geldbeutel brachten. Da es der Zufall wollte, daß diese Soldaten bald darauf gegen einen Gegner antraten, der schlecht bezahlt und dürftig ausgerüstet war, schlugen sie ihn in die Flucht und glaubten fester denn je an die „Passauer Wunderzettel".

Geschah es dennoch, daß die Wunder- und Zaubermittel versagten — und das passierte sehr oft! — dann hatten die Quacksalber augenblicklich eine Medizin bereit, um die Wunden oder eine Krankheit zu heilen. Sie blieben also immer im Geschäft.

Da waren zunächst die ägyptischen Mumien, die jede Wunde und jedes Leiden heilen sollten. Man zersägte und zermahlte sie und gab sie den Blessierten als Pulver oder in Alkohol gelöst. In der ehemaligen Dresdner Hofapotheke — einer der ältesten Offizine — wurde diese „Wundermedizin" noch im 17. Jahrhundert feilgehalten.

In dem alten Warenkatalog dieser Apotheke finden wir noch andere finstere Arzneien. Um nur einige zu nennen: Moos von einer ausgegrabenen menschlichen Hirnschale, die getrockneten Augen einer Wölfin, gebrannten Kuckuck und noch andere „Delikatessen".

Ein besonders raffinierter Bursche war ein Wundarzt, der versprach, den Landsknechten das Stottern abzugewöhnen. Er wollte seine Manipulation in Tibet erlernt haben. Sie sah so aus: „Das Band der Zunge ist fingerbreit einzuschneiden und die Zunge dann kräftig hin und her zu bewegen. Sodann reibt man sie mit frischer Butter ein und zieht sie mit einer Zange so weit wie möglich aus dem Schlund heraus. Wird diese Prozedur lange und oft genug ausgeführt, so gewinnt die Zunge an Länge und hilft, das Stottern zu überwinden." Da er sich vorher bezahlen ließ und kaum einer diese Marter aushielt, brachte auch er sein Schäfchen ins trockne.

Rolf Kunze



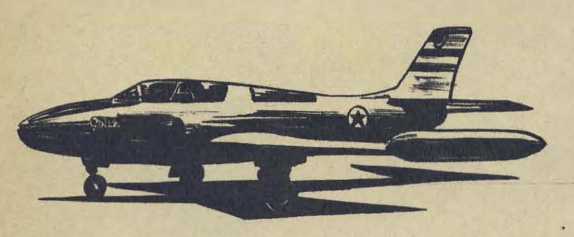
Illustration: Harri Parschau

„Fliegende Badewanne"

So wird ein Luftfahrzeug genannt, das von der amerikanischen Raumfahrtbehörde erprobt wird. Diese „Badewanne" ist ein flügelloses gedrungenes Luftfahrzeug, das von einem Träger auf Höhe gebracht wird und nach dem Ausklinken Gleitflüge zur Erde ausführen soll. Der Zweck der Erprobung ist es, einen Flugkörper zu entwickeln, mit dessen Hilfe Kosmonauten zur Erde zurückkehren können.

Strahltrainer „Galeb"

Auf der letzten Pariser Flugzeugschau stellte Jugoslawien den Strahltrainer „Galeb" vor. Das Flugzeug kann sowohl mit Kanonen als auch mit Raketen, Bomben oder gelenkten Geschossen ausgerüstet werden. Sein Strahltriebwerk leistet 1300 kp Schub, die maximale Geschwindigkeit beträgt 750 km/h. Weitere bekannte Daten sind:



Maximale Reichweite 1240 km; Steiggeschwindigkeit 22,8 m/s; Flugdauer 2,19 Std.; Leermasse 2388 kg; Startmasse 3714 kg.

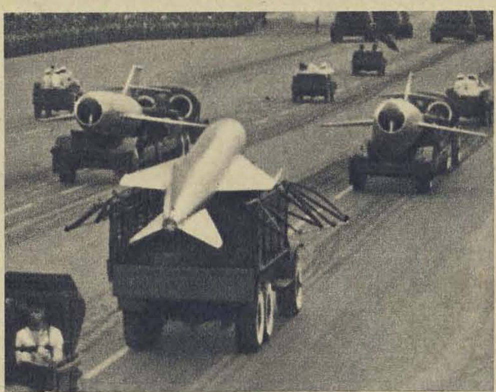
Aufklärer S-35 E

In Schweden befindet sich eine neue Version der Saab-35, die S-35 E, in Erprobung. Das Flugzeug ist ein Einsitzer, der zur fotografischen Aufklärung aus geringen und großen Höhen bestimmt ist. Es soll in absehbarer Zeit das jetzige Aufklärungs-Jagdflugzeug S-29 C ersetzen und zum Standard-Aufklärer der schwedischen Luftwaffe werden. Die Navigationsgeräte sowie die Fotoausrüstung sind im Vorderteil des Rumpfes montiert. Mit einem Strahltriebwerk versehen, soll das Flugzeug um 2000 km/h fliegen und eine Dienstgipfelhöhe von 18 000 m erreichen.

Luftkissentransporter

„Hovertruck" heißt ein britisches Luftkissenfahrzeug, das für die Armee bestimmt ist. Das Fahrzeug gleicht in seinem Aufbau einem LKW ohne Räder – mit Kühler, Fahrerhaus und Pritsche. Das Gebläse befindet sich im hinteren Teil des Fahrzeuges. Bei einer Geschwindigkeit von 30 ... 50 km/h schwebt das Gefährt etwa 15 ... 20 cm über dem Boden.



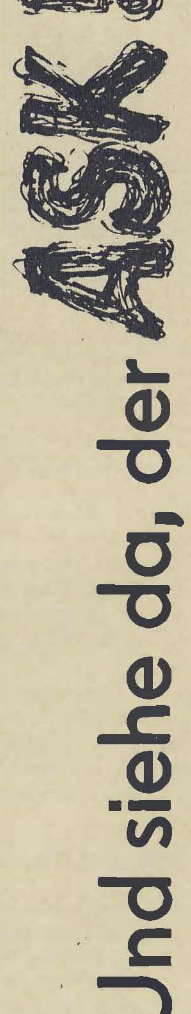




Parade moderner Waffen

Anläßlich der diesjährigen Revolutionsfeierlichkeiten in Havanna fand eine eindrucksvolle Militärparade statt, auf der eine Reihe moderner Waffen und technischer Geräte vorgeführt wurde, die den derzeitigen Stand der Verteidigungsbereitschaft der revolutionären kubanischen Streitkräfte widerspiegelt.

Unter anderem waren die bekannten Salvengeschütze „Katjuscha" zu sehen, die einen hohen Wirkungsgrad besitzen (Bild oben); im Block der Marineeinheiten wurden zwei Typen Flügelgeschosse mitgeführt (Bild Mitte), und die Pioniertruppen zeigten eine auf LKW verlastete Spurbahnbrücke (Bild unten). Weiterhin waren Luftabwehr- und Panzerabwehrraketen zu sehen.



Und siehe da, der ASK!

VON KLAUS WEIDT



Am frühen Morgen des 2. März 1957 stand ein Mann vor einer Hallenser Kaserne und wartete. Ab und zu schaute er auf die Uhr. Als der Mitarbeiter des ASK Vorwärts Leipzig, den er erwartete, nach einer Stunde noch immer nicht gekommen war, ließ er sich beim OvD melden und trug ihm sein Anliegen vor. Wenige Minuten später wurde er mit einigen Soldaten bekanntgemacht, die ihn neugierig musterten. Das war die Geburtsstunde der Radsportmannschaft des ASK Vorwärts Leipzig ...

Der Mann hieß Emil Kirmße und war ein altbekannter und einst recht erfolgreicher Bahnfahrer. Ihm wurde damals die Aufgabe übertragen, aus einem knappen Dutzend radsportbegeisterter Genossen eine leistungsstarke Mannschaft zu formen. Es war ein schwieriges Unterfangen, dem sich tausend Hindernisse in den Weg stellten. „Armee-Rundschau" half damals mit, die ersten Materialschwierigkeiten zu überwinden. Doch es fehlte nicht nur an Rädern und Rennreifen; noch vielmehr fehlte es den jungen Genossen an Rennerfahrung.

Aber Emil Kirmße, der mit Cheftrainer Fritz Fräger und den Trainern Stammer (Bahn), Thiemichen (Bahn) und Zimoch (Nachwuchs) noch heute die Radsportgeschicke beim ASK Vorwärts

Wolfgang Stamm



Leipzig bestimmt, ließ den Kopf nicht hängen. Am 31. März 1957 bestritten die ASK-Fahrer im Bezirk Halle ihr erstes Rennen. Bei diesem „historischen" Debüt erkämpfte sich der Gefreite Henke unter 110 Konkurrenten den siebenten und Unteroffizier Hubatsch den achten Platz. Den ersten Sieg für einen Straßenfahrer der Nationalen Volksarmee aber gab es erst im Jahr darauf, als Genosse Giebler an der Spitze eines Wittenberger Rennens der Leistungsklasse II über den Zielstrich fuhr.

Viele Genossen verließen die Mannschaft wieder, neue Namen tauchten auf. Bei einem Rundstreckenrennen in Frankenberg sprachen zwei Flieger den ASK-Trainer an und erzählten von ihrer großen Liebe zum Radsport. Der eine hieß Martin Giese, ist heute Unterleutnant und einer der erfolgreichsten Männer im Rennsattel.

Das große Ziel des ASK im Jahre 1958 hieß Teilnahme an der DDR-Rundfahrt. Und so ging eine Meldung an die damalige Sektion Radsport ab. Sie kam postwendend zurück, mit dem Bemerken, daß „diese Fahrt international besetzt sei und die Leistungen der Leipziger nicht dementsprechend" wären.

Diese Absage wurde zum Alarmsignal für die Armeefahrer. Sie ließen von diesem Zeitpunkt an kein Straßenrennen aus und tauchten überall unter den zehn Erstplazierten auf. Bald landete auf dem Schreibtisch des Radsport-Generalsekretärs eine erneute Bewerbung des ASK, die nun nicht mehr abschlägig beschieden wurde.

Die erste Rundfahrt-Mannschaft der Armeesportvereinigung hinterließ einen ausgezeichneten Eindruck. Zwar mußte Martin Giese schon auf der ersten Etappe nach einem schweren Sturz das Rennen aufgeben, doch seine Genossen kämpften unverdrossen weiter. Grosser hatte zum Beispiel derartige Sitzbeschwerden, daß er fast alle acht Etappen stehend treten mußte. In den Ankunftsorten waren ganze Armee-Einheiten angetreten, die ihre Fahrer anfeuerten. In Gera ließ der Kommandeur eines Truppenteils die ASK-Fünf hochleben und würdigte in einer improvisierten Rede ihren Kampfgeist!

Die zweite Rundfahrt-Mannschaft konnte 1959 nicht an diesen bravourösen Start anknüpfen. Der Chronist, der das Rennen im Wagen des „Neuen Deutschland" miterlebte, sah nur selten ein gelbrotes Trikot, da er sich vor allem im Vorderfeld befand. Er mußte sich so manches tröstende Wort von seinen Journalistenkollegen anhören, die schließlich einen motorisierten Bildreporter mit der Offiziersmütze des ASK-Mannschaftsleiters zu den weit hinten trudelnden Armeefahrern delegierten, der ihnen den „Befehl" gab, ab sofort zu Schur und Co. aufzuschließen. Doch unsere Genossen müssen damals den „Befehl" nicht verstanden haben . . .

Erst die dritte Rundfahrt-Mannschaft wartete mit jenen Leistungen auf, die alle so lange ersehnt hatten. Man schrieb das Jahr 1961, und es war das Jahr der großen ASK-Offensive.

Zum Armeesportklub waren bekannte Sportler



Hoffmann 1962 auf Platz 1

Jährlich stellt der Deutsche Radsportverband eine offizielle Bestenliste der vergangenen Saison auf. In der Wertung bis zum 30. Platz nahmen die Genossen des ASK Vorwärts Leipzig seit 1958 folgende Positionen ein:

1958

14. Leddig

1959

28. Leddig

1960

12. Kellermann
19. Leddig

1961

2. Adler
8. Kazmierczak
18. Hoffmann
20. Jörke

1962

1. Hoffmann
7. Höhne
20. Kazmierczak
29. Zirngibl
30. Söder

1963

8. Kellermann
9. Kazmierczak
10. Adler
11. Höhne
18. Giese
19. Hoffmann
28. Söder

DDR-Rundfahrten

Bis auf das Jahr 1960, in dem die Rundfahrt nicht stattfand, nahm der ASK Vorwärts Leipzig seit 1958 alljährlich an diesem größten Etappenrennen unserer Republik teil. Unsere Übersicht macht den Weg nach oben deutlich, der sich in den letzten sechs Jahren bei unseren Fahrern vollzogen hat.

WERTUNG	Einzel	Mannschaft
1958	17. Leddig	8. Platz
1959	36. Giese	9. Platz
1961	10. Hoffmann 12. Zirngibl 14. Adler	4. Platz
1962	3. Hoffmann 7. Kazmierczak 9. Giese 10. Höhne 13. Stamm 15. Eichholz 17. Adler 20. Zirngibl	ohne Wertung
1963	5. Giese 10. Kellermann 15. Kazmierczak 16. Lingner 18. Stamm	2. Platz

Internationale Starts

Bei folgenden Rennen (in Klammern die Placierungen) wurden die Fahrer des ASK Vorwärts Leipzig vom Deutschen Radsportverband international eingesetzt, wobei sie in vier Jahren auf achtzehn repräsentative Aufgaben kamen:

1960

Bulgarienrundfahrt: Kellermann (9.), Giese (10.)

1961

Friedensfahrt: Höhne (28.), Adler (wegen Magenbeschwerden aus dem Rennen genommen). Tunesienrundfahrt: Giese (10.). Rumänienrundfahrt: Hoffmann (4.), Kellermann (16.). Polenrundfahrt: Kazmierczak (32.), Jörke (39.). Ägyptenrundfahrt: Kellermann (3.)

1962

Friedensfahrt: Kellermann (29.), Höhne (55.). Tunesienrundfahrt: Giese (21. und beteiligt am Mannschaftssieg). Lidice-Etappenfahrt: Giese (14.). Österreichrundfahrt: Hoffmann (7.). Polenrundfahrt: Söder (13.), Adler (18.). Ägyptenrundfahrt: Kazmierczak (14. und beteiligt am Mannschaftssieg)

1963

Ungarnrundfahrt: Höhne (2.), Kellermann (7.), Adler (13.), Giese (ausgeschieden). Österreichrundfahrt: Kazmierczak (7.). Jugoslawienrundfahrt: Kazmierczak (17. und beteiligt am Mannschaftssieg). Schwedenrundfahrt: Adler (16. und beteiligt am Mannschaftssieg). Polenrundfahrt: Höhne, Giese (beide ausgeschieden). Bulgarienrundfahrt: Hoffmann (12.), Kellermann (16.)

gestoßen: Egon Adler, Lothar Höhne und mit ihnen der ehemalige Rotations-Trainer Fritz Fräger. Doch es gab nicht nur durch sie einen spürbaren Ruck nach vorn. Die Vorbereitungsrennen zur Friedensfahrt standen im Zeichen der Gelbroten aus Leipzig: Lothar Höhne gewann das Dresdner Kriterium und Klaus Kellermann das „Rund um Leipzig".

„Siehe da, der ASK ..." staunten die Experten, und so stand es auch unmittelbar darauf als Schlagzeile in der „Radsportwoche". Und wie zur Bestätigung sprach man bei der DDR-Rundfahrt 1961 neben Täve Schur vor allem von Günter Hoffmann, der sich in diesen Sommertagen als bester Nachwuchsfahrer unserer Republik erwies.

Aus der einst unbeachteten Radsportmannschaft der Nationalen Volksarmee war eine vielbeachtete Streitmacht geworden.

Wenn wir hier ihre Triumphe zu würdigen versuchen, dürfen wir uns nicht nur auf die Straßenfahrer beschränken. Bis zum Jahre 1962 machte vor allem auch die Trainingsgruppe „Querfeldein" viel von sich reden, wurden doch Günter Hoffmann und Wolfgang Stamm 1961 und 1962 Meister des Sportkomitees der befreundeten Armeen. Da der Cross im internationalen Amateursport allerdings nur wenig Resonanz findet, gibt es heute beim ASK keine besonderen Querfeldein-Spezialisten mehr.

Doch der ASK ist nicht nur auf den Straßenrennstrecken Europas zu Hause, sondern ebenso als Konkurrent auf den Zement- und Winterbahnen gefürchtet. Zu allererst denken wir dabei an Hans-Jürgen Klunker, den „Internationalen Sprintermeister von Berlin 1963", den vielfachen Sprintsieger der Werner-Seelenbinder-Halle und Deutschen Meister auf der 1000-m-Freiluftbahn.

Zum ersten Mal tauchte sein Name im Berliner Winterbahnprogramm am 20. März des Jahres 1960 auf. Mit Volkmar Barthel zusammen hatte er ein 200-Runden-Mannschaftsrennen zu bestreiten. Die Asse wie Appler, Klieme oder Nitzsche respektvoll musternd, hatten beide schnell zwei Runden Rückstand zu registrieren, bekamen bald darauf noch eine Strafrunde aufgebrummt und mußten schließlich wegen „gefährlicher Fahrweise" aus dem Rennen genommen werden ...

Heute ist „Hansa" Klunker als 1000-m-Zeitfahrspezialist eines unserer heißesten Eisen für Tokio!

Was müßte der Chronist alles von den letzten beiden Radsportjahren berichten, wollte er nur annähernd vollständig sämtliche ASK-Erfolge beschreiben! Erinnern wir uns lediglich einiger Akteure, die viel Lorbeer für die Armeesportvereinigung errangen. Da wäre Oberfeldwebel



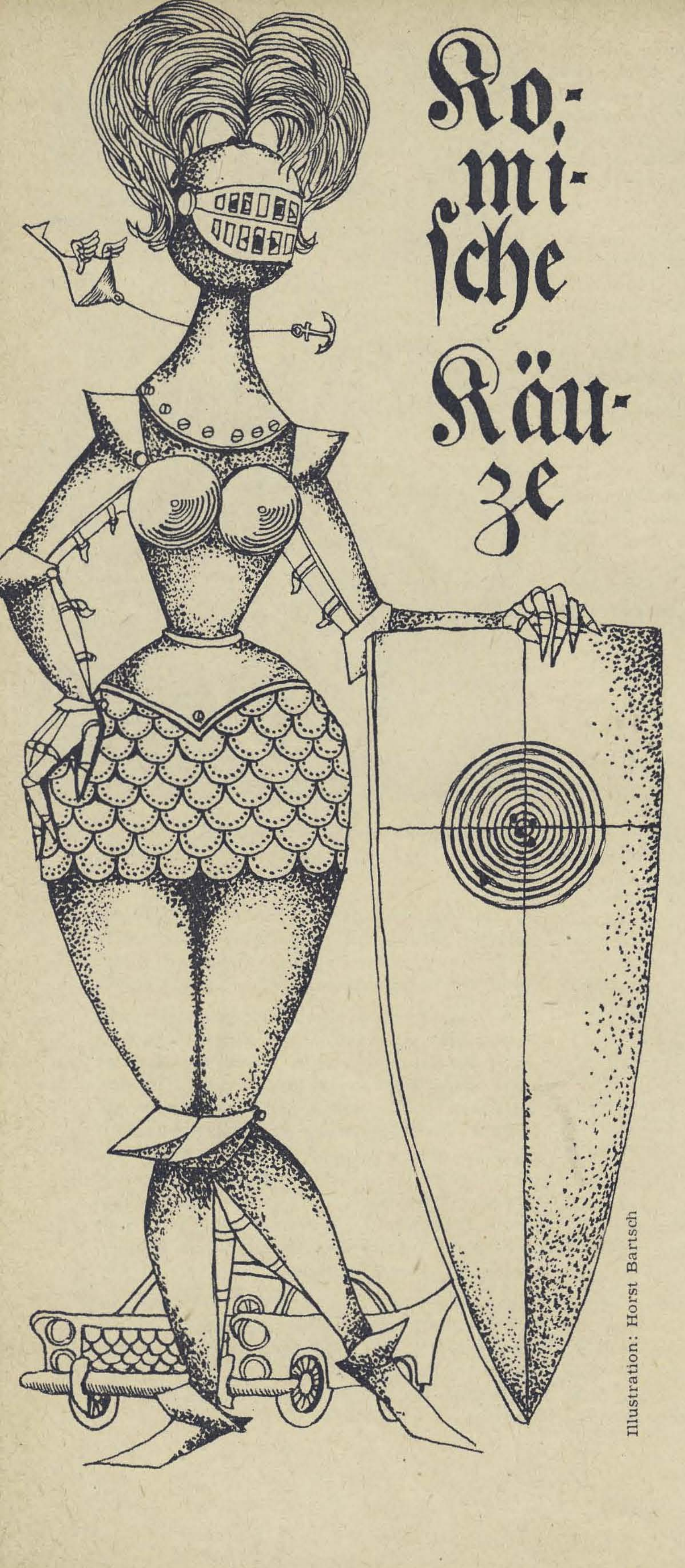
Klaus Kellermann (vorn) und Martin Giese

Günter Hoffmann, der 1962 fünfunddreißig Wettkämpfe bestritt, nur einmal einen schlechteren Platz als den zehnten belegte und nach dieser Saison bester Straßenfahrer der Republik wurde.

Da wäre Oberfeldwebel Egon Adler, der nach den vielen Friedensfahrten eine körperliche Krise durchzustehen hatte, im vorigen Sommer aber wieder viel von sich reden machte. Da wäre Feldwebel Lothar Höhne, explosiv in seinem Antritt, ein Mann, der etwas wagt und nicht zuletzt dadurch gleich zweimal „Rund um Berlin" für sich entschied. Oder da wäre der Siebente der Österreich-Rundfahrt von 1963 Oberfeldwebel Klaus Kazmierczak. Da wären junge, nach vorn drängende Talente wie Eichholz, Burda, Lingner, Teske, Schröder, Marschner ...

Uns braucht nach siebenjähriger Radsportgeschichte nicht bange zu sein um die Bahn- und Straßenfahrer des ASK Leipzig. Sie werden weiterhin ihren Weg nach oben machen, der einst unter dem Dach einer Hallenser Kaserne begann.

Komische Käuze


Illustration: Horst Bartsch

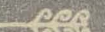
Zwischen Highville und Bloomfield stand eine dufte Biene und hielt ihr Köfferchen hoch, wenn ein Auto vorbeikam.
Captain Spencer stoppte seinen Straßenkreuzer und nahm sie mit. Bald nahm sie Tuchfühlung auf. Dann erbat sie sich eine Zigarette und später ein Schlückchen Whisky. Der Hauptmann gab es ihr.
„Sie sind beneidenswert jung?“ fragte er sie gelegentlich.
„Es geht“, meinte sie nebenbei, „nächsten Monat werde ich dreizehn!“
„Was?“ stutzte Spencer und trat unwillkürlich auf die Bremse. „Und Sie wollen Soldat sein!“ spottete sie.
„Was hat das damit zu tun?!“
„Na ja, wegen der dreizehn! Ein richtiger Soldat darf nicht abergläubisch sein!“

Jimmy Black wurde gemustert. Der Militärarzt entschied: „Zwei Jahre zurückgestellt!“
Da fiel Jimmy Black aus allen Wolken. „Sie müssen mich unbedingt schon jetzt nehmen, Sir! Ich habe mein Auto verkauft, meine Wohnung gekündigt, mich mit vier Mädchen gleichzeitig verlobt und . . .“ „Und was noch?“
„Gestern habe ich außerdem meinem Boß gesagt, was ich wirklich von ihm halte!“

Oberst Geskill wird bald neunzig. Für ihn existieren nur makellose englische Offiziere. Einmal erlebte er mit seiner Frau MADAME BUTTERFLY am Bildschirm.
„Ich finde“, sagte Mrs. Geskill am Schluß, „dieser Leutnant Linkerton ist ein ziemlich trauriger Bursche . . .“
„Hm“, überlegte der alte Oberst und versuchte zu retten, was noch zu retten war. Schließlich fuhr er heraus: „Kein Zweifel: das war ganz bestimmt ein Reservist!“

In einer holländischen Einheit wurde das Bodenpersonal im Fallschirmabsprung ausgebildet. „Zählen Sie bis zehn", befahl der Instrukteur, „dann ziehen Sie die Leine! Falls sie nicht funktionieren sollte, benützen Sie die Sicherheitsleine! Springen Sie jetzt! Unten steht ein Wagen, der Sie zum Flughafen zurückbringt ..." Jaan, der Koch, sprang zuerst. Die Leine versagte. Die Sicherheitsleine ebenfalls. Der Schirm blieb geschlossen.
„Verdammt!" murmelte der Koch und blinzelte nach unten. „Jetzt fehlt nur noch, daß der Wagen auch nicht da ist ..."



Die Kompanie ist auf dem Schießplatz. Einer ist dabei, er heißt Senf, der schießt nie unter elf. Er ist groß und breit und lebt nach der Devise: Mache nie einen Sprung, wenn ein bedachtsamer Schritt genügt.
Der Hauptmann kommt hinzu. Senf muß als „Paradepferd" schießen: Peng: 11 — Peng: — zwölf! — Peng: elf! „Wie macht der Kerl das nur?" fragt der Hauptmann den Leutnant. „Der könnte auch unter elf schießen, Herr Hauptmann", kommt die Antwort, „der ist nur zu faul zum Wackeln!"

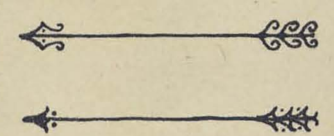


Es fand ein Manöver statt. Es regnete seit Tagen. Da blieb ein LKW im Schlamm stecken. Nach einiger Zeit kam ein PKW vorbei und stoppte. Neben dem Fahrer saß ein General, hinten zwei andere Offiziere. Der General betrachtete die Situation und befahl seinen Offizieren auszusteigen und mit ihm den LKW zu schieben. Und tatsächlich, bald war der Laster wieder flott.
„Was haben Sie denn geladen?" erkundigte sich zufrieden der General.
Verlegen schwieg der Fahrer.
Höchst eigenhändig öffnete der General die Plane: darunter saßen mäuschenstill 12 Soldaten!

Bald nach Kriegsende klingelte bei einer militärischen Dienststelle in Boston (USA) das Telefon.
„Hier ist Nelly Brown", meldete sich eine weibliche Stimme. „Trifft es zu, daß entlassene Soldaten freie Krankenhausbehandlung haben?"
„Okay!" antwortete der Sekretär.
„Auch Angehörige des weiblichen Hilfskorps?" „Okay!"
„Auch wenn sie ein Kind erwarten?"
„Hm", überlegte der Sekretär einen Augenblick, dann gab er zu bedenken:
„Das hängt maßgeblich davon ab, ob es sich um einen Schaden handelt, den sich die Betreffende im Dienst zugezogen hat!"



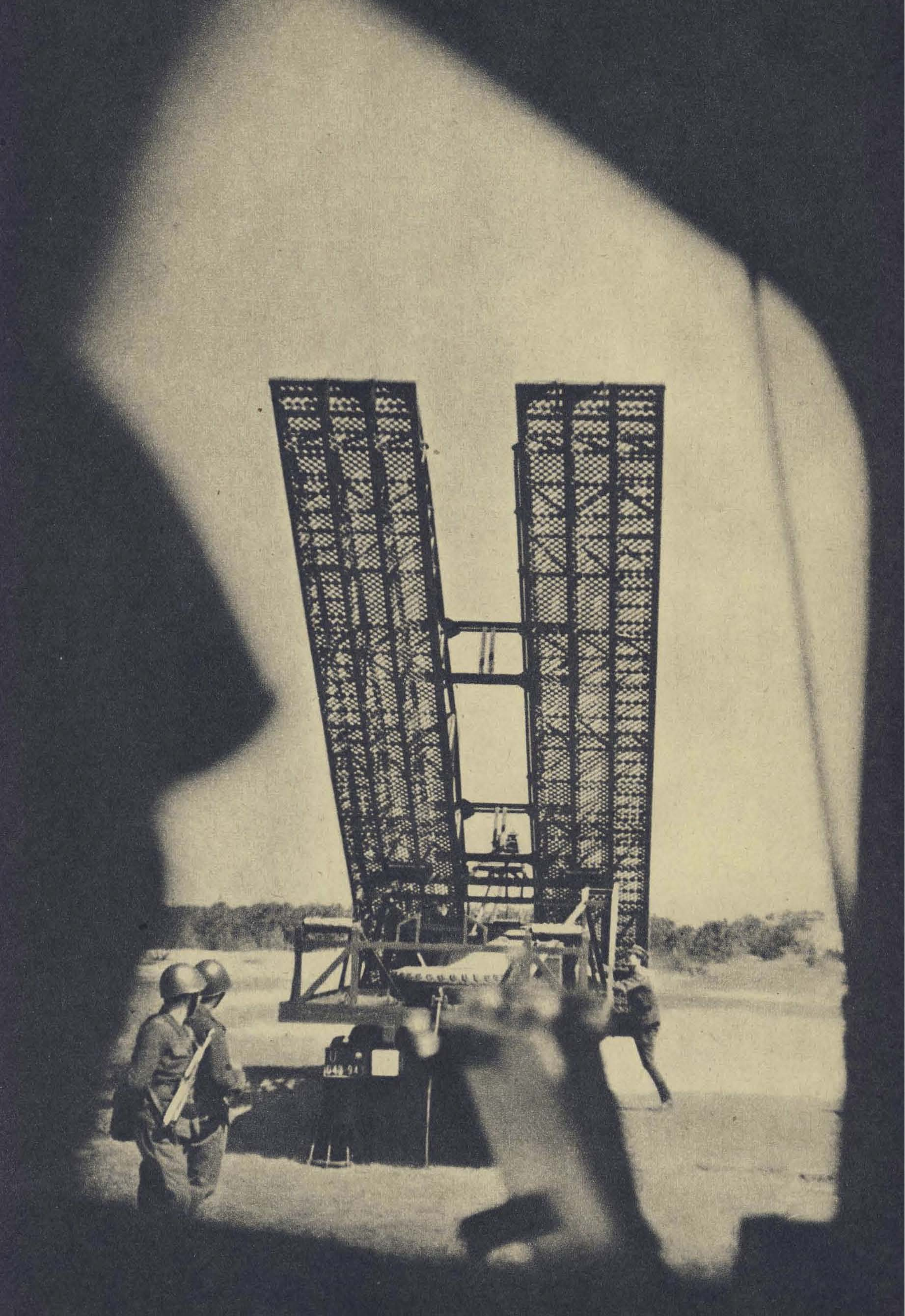
Dem Regimentskommandeur werden die neuen Offiziere vorgestellt. Das spielte sich so ab:
„Leutnant von Ziethen!"
„Verwandt mit dem alten Ziethen?"
„Jawohl, Herr Oberst!"
„Bravo! Alte Soldatenfamilie!"
Das geht so weiter, bis sich ein Offizier vorstellt: „Leutnant Müller!"
„Wie bitte? Müller??? Etwa Kaufmann oder so?"
„Mein Vater war Beamter und ich bin Richter, Herr Oberst!"
„Richter? Hm. Wieviele haben Sie denn schon hingerichtet?"
„Niemanden, Herr Oberst!"
„So, so ... Wohl'n bißchen lasch, was?!"

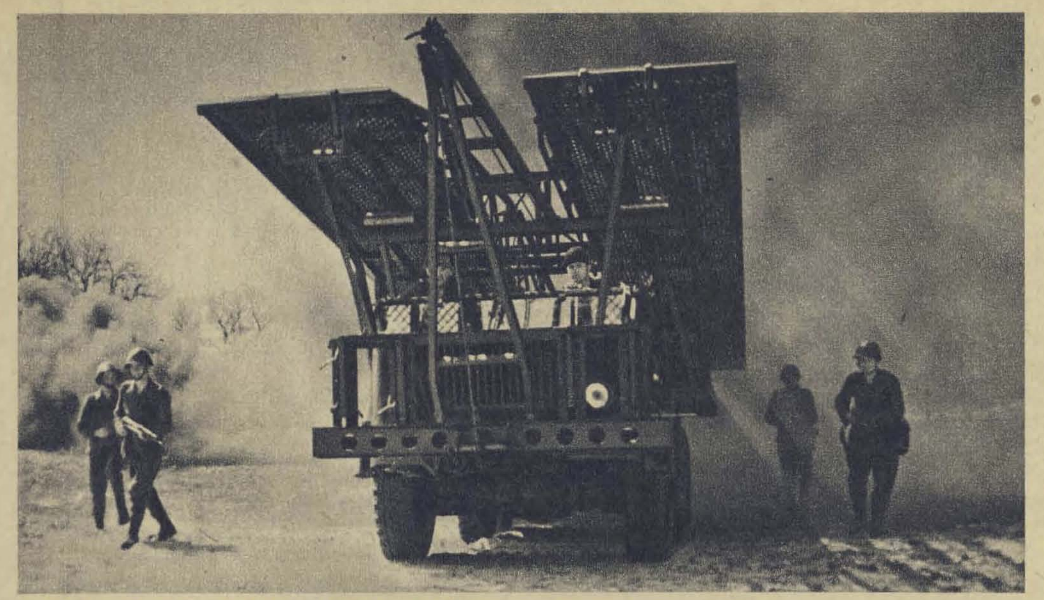




Die Sache passierte in dem kleinen Hafen von Jackson (USA). Und der „Alte" hatte seinen schlechten Tag.
„Sehen Sie diese weiße Boje dort unter Land?" fragte er den Steuermann.
„Yes, Sir!"
„Steuern Sie auf sie los!"
Der Steuermann zögerte. „Sir — der weiße Punkt ist keine Boje, sondern eine Möwe ..."
Da lief der Kapitän rot an. „Wenn ich befehle, Sie sollen auf die Boje steuern, dann ist das eine Boje! Verstanden?!"
„Zu Befehl, Sir!" erstarrte der Steuermann und legte die Hand an die Mütze. Dann fügte er noch ganz leise hinzu: „Es ist eine Boje, Sir — eben fliegt sie fort!"







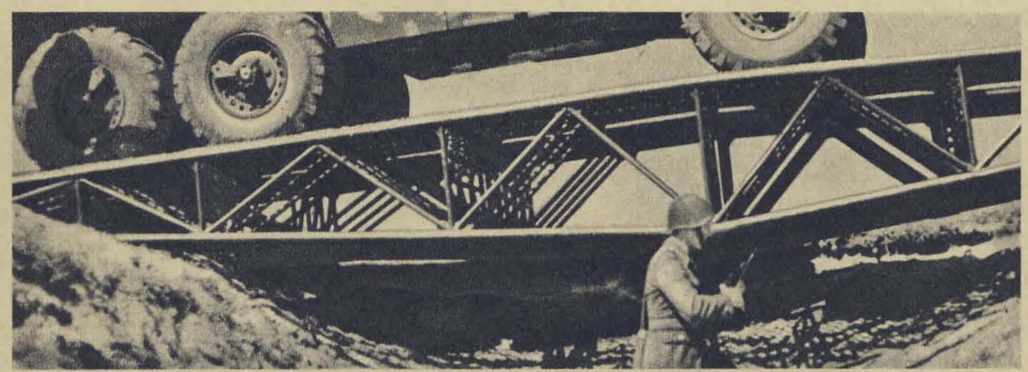
Im Schutze künstlichen Nebels wird die Spurbahnbrücke an das Hindernis gebracht.

Ein ‚STAR' am Fluß

Von AR-Korrespondent
Major Janusz SZYMAŃSKI, Warschau

Die BAT hat mit ihrem mächtigen Planierschild das Ufer abgeschabt und die Erde bis in den Fluß hineingeschoben. Eine gute Anfahrt ist damit entstanden. Als erster wird sie unser „Star 66", der geländegängige LKW polnischer Produktion, benutzen – nicht um über den Fluß zu gelangen, sondern den nachfolgenden Kolonnen den Übergang zu erleichtern.

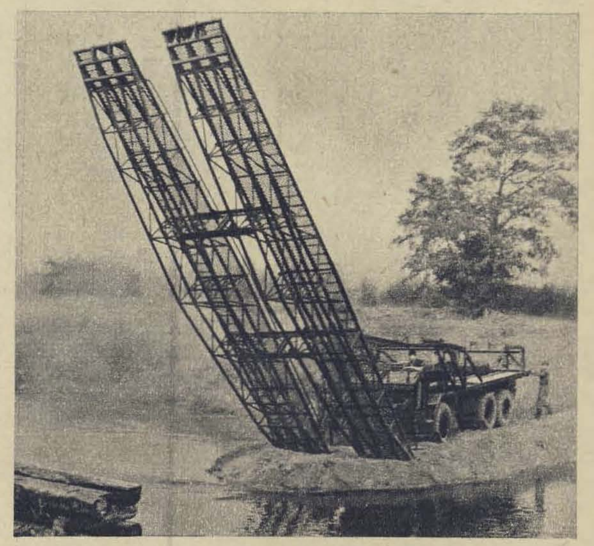
Der „Star" ist keiner aus der laufenden LKW-Serie, sondern einer mit Spezialaufbau. Auf seinem Rücken trägt er eine Tafelbrücke mit zwei Spurbahnen,



Die Spurbahnen bestehen aus Leichtmetallplatten, die auf einer Rohrkonstruktion montiert sind.

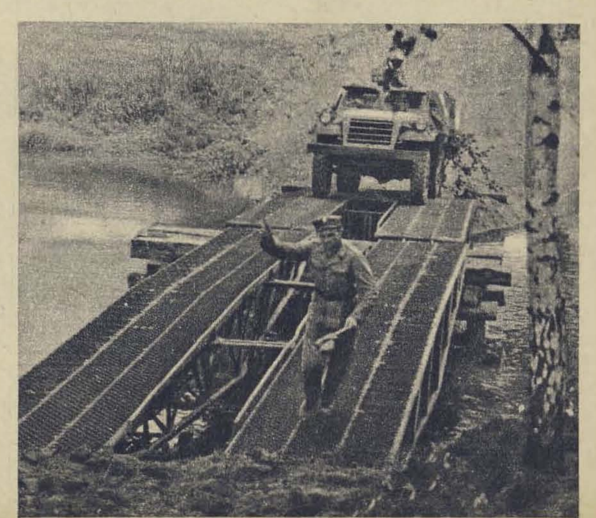
die speziell für Räderfahrzeuge, SPW und LKW, konstruiert ist.
Mit ihr rollt er an das Ufer, bremst kurz ab, und noch ehe die Räder richtig zum Stillstand kommen, arbeiten bereits die Seilzüge, die die Brückenkonstruktion überkopf nach vorn ablegen.
Das Verlegen der Brücke geschieht mechanisch. Die Aggregate werden vom Fahrerhaus aus bedient. Mit einem Überschlag wird die Brücke über das Fahrzeug gehoben, davor senkrecht abgesetzt und dann über das Hindernis gelegt. Feste Rollen auf dem Tragegerüst lassen sie langsam nach vorn bzw. unten gleiten.
Das Abkoppeln ist eine Sache von Sekunden, denn schon nahen die ersten Fahrzeuge der Kolonne. Mit aufheulendem Motor fährt das Trägerfahrzeug zur Seite und gibt den Weg frei. Ein etwa 10 Meter breiter Fluß ist mit seiner Hilfe passierbar geworden, ohne daß die Kolonne auch nur eine Minute an Zeit eingebüßt hat.
In leichtem Bogen spannt sich die Leichtmetallkonstruktion der Spurbahnbrücke über das Hindernis. Die Spurbahnen liegen auf einer stabilen Rohrkonstruktion, deren Tragfähigkeit ausreicht, um voll besetzte bzw. beladene Schützenpanzerwagen, LKW und Spezialfahrzeuge passieren zu lassen. Welche Bedeutung ein derartiges Pioniergerät für das Marsch- oder Gefechtstempo der Einheiten besitzt, kann man daran ermessen, daß zum Bau einer einfachen Holzbrücke immerhin eine halbe Stunde gebraucht wird.
Unsere Truppenteile setzten den „Star 66" mit Spurbahnbrücke während des gemeinsamen Manövers „Quartett" im Herbst 1963 erfolgreich ein. Damals wurde auch die Variante praktiziert, ein breites Wasserhindernis mit zwei Spurbahnbrücken dieses Typs zu überqueren. Dazu mußte lediglich eine Auflage in den Fluß gerammt werden.







Der Verlegevorgang erfolgt auf mechanischem Wege. Über Rollen, die am Tragegerüst angebracht sind, wird die Spurbahnbrücke überkopf nach vorn geschwenkt. Nachdem sie senkrecht vor dem Fahrzeug abgesetzt wurde, beginnt mit Hilfe von Seilzügen das Ablegen. In umgekehrter Reihenfolge wird die Brücke wieder aufgenommen und in die Marschlage gebracht.



„Torpedomixer“ nennen sich die jungen Matrosen, Maate und Meister in der Torpedoregelstelle des Truppenteils Mirtschink. Das ist zwar nicht ihre offizielle Bezeichnung, aber die Jungens gaben sich diesen Namen selbst. Und sie sind stolz darauf. Einen von ihnen, den Obermaaten Gerd Neef, einen aufgeweckten Jungen, lernte ich in der Bibliothek kennen. Nachdenklich stöberte er in den Fächern mit der Literatur der Klassiker des Marxismus-Leninismus. Als ich eintrat, sah er auf und löcherte mich gleich mit einer Frage, die mich im ersten Moment verblüffte:
„Können Sie mir sagen, welche Rolle die Naturwissenschaften bei der Herausbildung des Marxismus-Leninismus spielten? Wo finde ich etwas darüber?“ Der Grund für den Wissensdurst dieses sympathischen 20jährigen Jungen: Am nächsten Tage wollte er die Prüfung zum Abzeichen „Für gutes Wissen“ ablegen. Beim Studium hatte er noch diese Wissenslücke entdeckt, die er nun schließen wollte.
Gerd Neef meldete sich 1962 zur Volksmarine. Ebenso gewissenhaft, wie er seine Lehre als



Seine „Aale“ laufen gut

Dreher in der Zwickauer Maschinenfabrik absolviert hatte, wollte er nun auch seine Wehrdienstpflicht erfüllen. Nach der Grundausbildung besuchte er einen Maatenlehrgang. Seitdem leitet er eine Arbeitsgruppe in der Torpedoregelstelle. Bei einem Rundgang durch die Werkstatt entdeckte ich an der Wettbewerbstafel unter der Rubrik „Bester Unteroffizier der Woche“ mehrmals hintereinander seinen Namen. Auch seine Auszeichnung als „Bester Unteroffizier“ am Ende des letzten Ausbildungsjahres ist dort vermerkt.

Wie werden die Genossen über ihn denken, die täglich mit ihm zusammenarbeiten?

„Der ist knorke!“ sagt wie aus der Pistole geschossen der kleine, immer quicklebendige Berliner Stabsmatrose Fiedler. „Warum? Ist er vielleicht besonders nachsichtig?“ möchte ich wissen. „Nee, det Gejenteil is der Fall. Der is ganz schön strenge. Aber wissen se, der hat so eine Art, mit Jefühl mit den Menschen umzujehen . . . Er gibt keene Ruhe, bis allet richtich im Kopp drinne is. Dann bejinnt de Arbeet.“
In seiner bedächtigen Art charakterisiert Matrose Günther die Eigenschaften seines Unteroffiziers: Genosse Neef werde auch deshalb geachtet, sagt er, weil er nicht allein auf seine Kenntnisse baut, sondern sich auch die Erfahrungen älterer Genossen anhört und danach seine Anweisungen erteilt.

Die Arbeitsgruppe des Obermaaten Neef ist für die Regelung und mittlere Instandsetzung der Tiefenapparaturen, der Steuermaschinen und der Verdampfer verantwortlich. Von der ausgezeichneten Qualität und der termingerechten Fertigstellung ihrer Arbeit an den Torpedos hängen die anderen Arbeitsgruppen ab. Und beim Genossen Neef gab es noch nie eine Panne, wie mir Unterleutnant Böhlemann, der Leiter des Kollektivs, bestätigte.

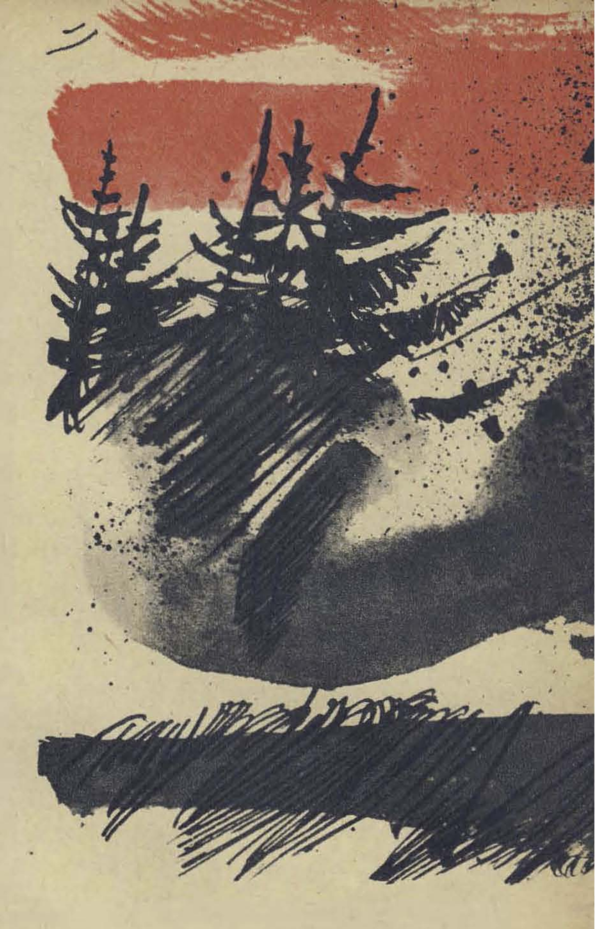
„Meine Genossen arbeiten desto besser, wenn sie ihre Aufgabe richtig verstehen und merken, daß auch ihre Gedanken und Vorschläge ernst genommen werden.“ Das ist die Devise, nach der das Parteimitglied Obermaat Neef handelt. Deshalb zählt sein Wort auch in der FDJ-Grundorganisation. Er gehört zum Stamm der Judosparte. Als „Bücherwurm“ arbeitet er im Bibliotheksaktiv mit. Trotzdem findet er noch Zeit für sein Hobby, sein Tonbandgerät, mit dem er abends oft flotte Rhythmen in die Stube „zaubert“.

Auch in diesem Jahre ist Obermaat Neef auf dem besten Wege, wieder „Bester Unteroffizier“ zu werden. Aber es liegt ihm fern, sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen; denn wer rastet, der rostet. „Vieles kann noch verbessert werden“, meint er, „wenn jeder seine Verantwortung kennt und manches besser durchdenkt.“ Ruhig und bescheiden, doch stets gewissenhaft geht er seiner täglichen Arbeit nach. Er ist erst dann mit sich zufrieden, wenn ihm die Männer von den Torpedoschnellbooten bestätigen, daß „seine Aale“ gut gelaufen sind.

Kapitänleutnant Hans Jännert



assili Prutikow war heute nur in den Autohof gekommen, um Abschied zu nehmen, denn er war zur Armee einberufen. Sein Freund Genka Strelnikow, ein Bursche, der auf den Spitznamen „Tollkopf" hörte, saß neben ihm am Tisch. Er klopfte Prutikow auf die Schulter und sagte:
„So ein Klassefahrer wie du kommt nicht unter die Räder! Armeedienst? Na und? Für uns Kraftfahrer ist das alles eins, Hauptsache, wir können am Lenkrad sitzen."
Der Mechaniker Kusmitschow, ein hagerer Mann in mittleren Jahren, der in seinem Leben so manches Jahr Soldat gewesen war, strich sich würdig den rötlichen Schnurrbart und bemerkte: „In der Armee, Genka, lehren sie einen das Schießen. Man verlangt mehr von dir, als bloß 'nen Wagen zu steuern". Und er fuhr, an Wassili gewandt, fort: „Hier warst du Fahrer, Wassja, und dort wirst du Soldat sein, Kämpfer. Allerdings hast du womöglich Glück und wirst außerdem als Fahrer eingesetzt."
„Na, was ist das schon für ein Unterschied", widersprach Strelnikow heftig, obgleich Kusmitschow das Wort nicht an ihn gerichtet hatte. „Ist er hier Fahrer, so wird er dort auch als Armeefahrer eingesetzt und wird den Laden ebenso schmeißen wie hier."
„Nee, nee... Ist ein großer Unterschied", Kusmitschow hob warnend den Zeigefinger und fuhr ihm dicht unter die Nase. „Ist fast so'n Unterschied, wie wenn man mit 'ner Spritzpistole arbeitet oder mit einer richtigen Pistole schießt. Klar?"
Doch Strelnikow beharrte auf seiner Meinung. Eigentlich berührte ihn der Streit wenig. Er hatte ja noch ein Jahr Zeit bis zu seiner Einberufung, und schließlich hatte er seinem Freund Prutikow nur ein paar gute Worte auf den Weg geben wollen. Wassili aber nickte sowohl bei Strelnikow als auch bei Kusmitschows Worten mit dem frischgeschorenen Kopf und zeigte so sein Einverständnis mit beiden. Die Aufmerksamkeit der Kollegen war ihm angenehm, die bevorstehenden Veränderungen in seinem Leben jedoch beunruhigten ihn. Aber Kusmitschow, der immer erregter wurde, war nun ernstlich böse.
„Ach, ihr seid anderer Meinung? Dann werde ich euch Küken mal was aus meinen ersten Tagen an der Front erzählen! Soll ich?"
„Na, mach schon", erklärte Strelnikow im Namen aller Kollegen, „darauf hast du ja bloß gewartet."
Kusmitschow kniff die großen rotgeäderten Augen zusammen, als wolle er die Vergangenheit heraufbeschwören, und begann zu erzählen: „Ich war damals 'ne ganze Woche an der Front. Keinen Tag mehr. Aber mir als jungem Dachs und Kraftfahrer hatte man immerhin schon einen Munitionstransport in die Feuerstellung der Artillerie anvertraut. Ich bekam den schwierigen Auftrag, weil ich jung und immer zur Stelle war, wenn es auf schwere Touren ging. Ich konnte meinen Wagen immer ohne Aufenthalt durchbringen, selbst auf solchen Strecken, wo andere Fahrer steckenblieben und erst mit Schleppern aus dem Schlamassel geholt werden



mußten. Nun ja, meine Erfahrungen aus dem Autohof kamen mir eben zugute." – „Wo haben Sie denn vor dem Krieg gearbeitet?" unterbrach ihn einer der jungen Burschen.
„Wo? Na, hier, in unserem Fuhrpark. Kann denn ein richtiger Fahrer seinen Arbeitsplatz wechseln? Von hier aus bin ich in die Armee gegangen, und hierher habe ich mich wieder entlassen lassen. Aber ihr habt mich ganz aus dem Konzept gebracht... Also, da mußte ich in einer stockfinsteren Septembernacht mit abgeblendeten Scheinwerfern vorsichtig eine holprige Waldschneise entlangkrauchen. Schwerfällig schaukelte die Last der Granaten im Wagenkasten. Neben mir im Fahrerhäuschen saß Sergeant Petrow, ein Längerdienender, noch aus der Vorkriegszeit. Der erzählte mir eine ganze Menge Geschichten, die er in den ersten Kriegstagen erlebte. Er war ein mutiger, äußerst tapferer Mann. Lange fuhren wir so durch die Schlaglöcher. Der Himmel hellte sich allmählich auf, wurde neblig-grau. Als unser Waldweg in eine große, fast runde Waldwiese einmündete, wurde es noch heller. Ich brachte meine Maschine zum



Illustration: Rudolf Grapentin

Major L. Ulanow

Der Unterschied

Stehen, mußte – mit Verlaub zu sagen – mal in die Büsche. Der Sergeant stieg auch aus, um sich die Beine ein bißchen zu vertreten, die ihm halb steif geworden waren. Er mahnte mich zur Eile. ‚Na, alles in Ordnung? Können wir weiterfahren?‘

‚Fahren wir . . .‘

Ich konnte den Satz nicht zu Ende sprechen, denn hinterm Wald waren plötzlich dumpfe Kanonenschüsse zu hören, und über uns ertönte ein widerliches schrilles Pfeifen. Ich war starr vor Schreck. Der Sergeant riß mich an der Feldbluse und zog mich in den Graben. Da erst begriff ich, daß Granaten über uns hinwegpfiffen. Und fast gleichzeitig krachte in unserer Nähe ein schwerer Einschlag, Splitter fuhren in die Baumstämme, und in der Luft kreisten abgerissene Äste. Dann platzte die zweite Granate, während über dem Wald bereits neue Geschosse heulten. Petrow wandte mir sein bleiches Gesicht zu und schrie: ‚Schnell, in den Wagen! Wir müssen aus dem Einschußbereich verschwinden!‘ Und ich . . . Stellt euch vor, ich lag reglos im Graben und bedeckte den Kopf mit den Händen. Ich glaubte, der Tod sei unausbleiblich, und deshalb grub ich mich schon vorher in die Erde.“

Als er ein spöttisches Lächeln auf Strelnikows Gesicht bemerkte, sagte Kusmitschow bissig:

„Lach nur . . . Hast ja noch keine Ahnung. Bist noch ein grüner Bengel . . . Also, da lag ich nun, den Kopf im Dreck, und der Sergeant zaust mich an den Haaren und schreit: ‚Aufstehen!‘ Ich schüttle den Kopf, bin stur wie ein Ochse, den man zur Schlachtbank führt, denn ich weiß ja nicht, was los ist. Ich denke: Vielleicht bin ich schon im Jenseits? Da reißt mich Petrow hoch, stellt mich auf die Beine und stößt mich zum Wagen:

‚Lauf ins Fahrerhäuschen‘, befahl er streng. Da begriff ich, daß ich mit dem Sergeanten in voller Größe im Schußbereich stand – und rannte zum Auto, sprang auf den Sitz. ‚Ruhig, ruhig‘, kommandierte Petrow. ‚Gib Gas!‘

Am Steuer kam ich schon zu mir. Ich lenkte den LKW flink vom Fleck.

(Fortsetzung auf Seite 57)



Verliebt

Ein Düsenflugzeug jagt
von Deiner Stadt herüber
und streicht ein helles Farbband
an den Himmel.
Das Weiß ist noch nicht trocken
und läuft aus.
Ich strecke meinen Arm
und schreibe mit dem Zeigefinger
Deinen Namen an das Blau
und mal daneben Dein Gesicht.
Das weiße Band
wölbt sich zu einem Brückenbogen,
schnell bin ich neben Dir.
Und der Pilot ist längst
mit seinem Flugzeug fortgeflogen.
Er ist, wie wir,
verliebt.

Hauptmann Walter Flegel

AM RANDE EINES MANÖVERS

Verzeih' uns, Birke, den Besuch,
den Stiefel – und den Schweißgeruch.
Wir werden auch nicht lange lärmen,
wir wollen uns ein bißchen wärmen
im warmen Morgensonnenschein.
Die ersten schlafen eben ein.

Ich schau dich an, denk immerzu
an meine Liebste, die wie du
in deinem schimmergrünen Kleid.
bald vor mir in Verlegenheit
still stehen und erröten wird,
und lächeln, glücklich und verwirrt.

Oberfeldwebel Helmut Stöhr

FRÜHLINGSFREUDE

Der Himmel hat sich aufgeblaut,
die Vögel singen Lieder.
Der letzte Schnee ist weggetaut,
und wenn wer will und sich auch traut
verliebt er sich nun wieder.

Die Mädchen tragen Kleider jetzt
so leicht und zart wie Träume.
Und jede Parkbank ist besetzt.
Die Sonne lacht! Und nicht zuletzt:
Es grünen auch die Bäume.

Es ist sogar das Wachestehn,
weil's warm ist, keine Plage.
Im Frühling ist die Welt so schön!
Man freut sich im Vorübergehn
schon auf die freien Tage.

Soldat S. Kresin

SOLDATENBRIEF

Schmilzt im Lenz der letzte Schnee,
sprießt das erste Grün,
werden wir uns wiedersehn
Pfingsten in Berlin.
Wenn wir durch die Straßen ziehn,
fest in Reih' und Glied,
singen wir für dich, mein Kind,
unser schönstes Lied.

Fegt der Wind das bunte Laub
aus den Bäumen fort. –
Glaub nicht eines falschen Freunds
schmeichlerisches Wort.
Sage ihm, ich komm zurück
stark und kampfgewöhnt;
sag, ich rechne mit ihm ab,
wenn er dich verhöhnt!

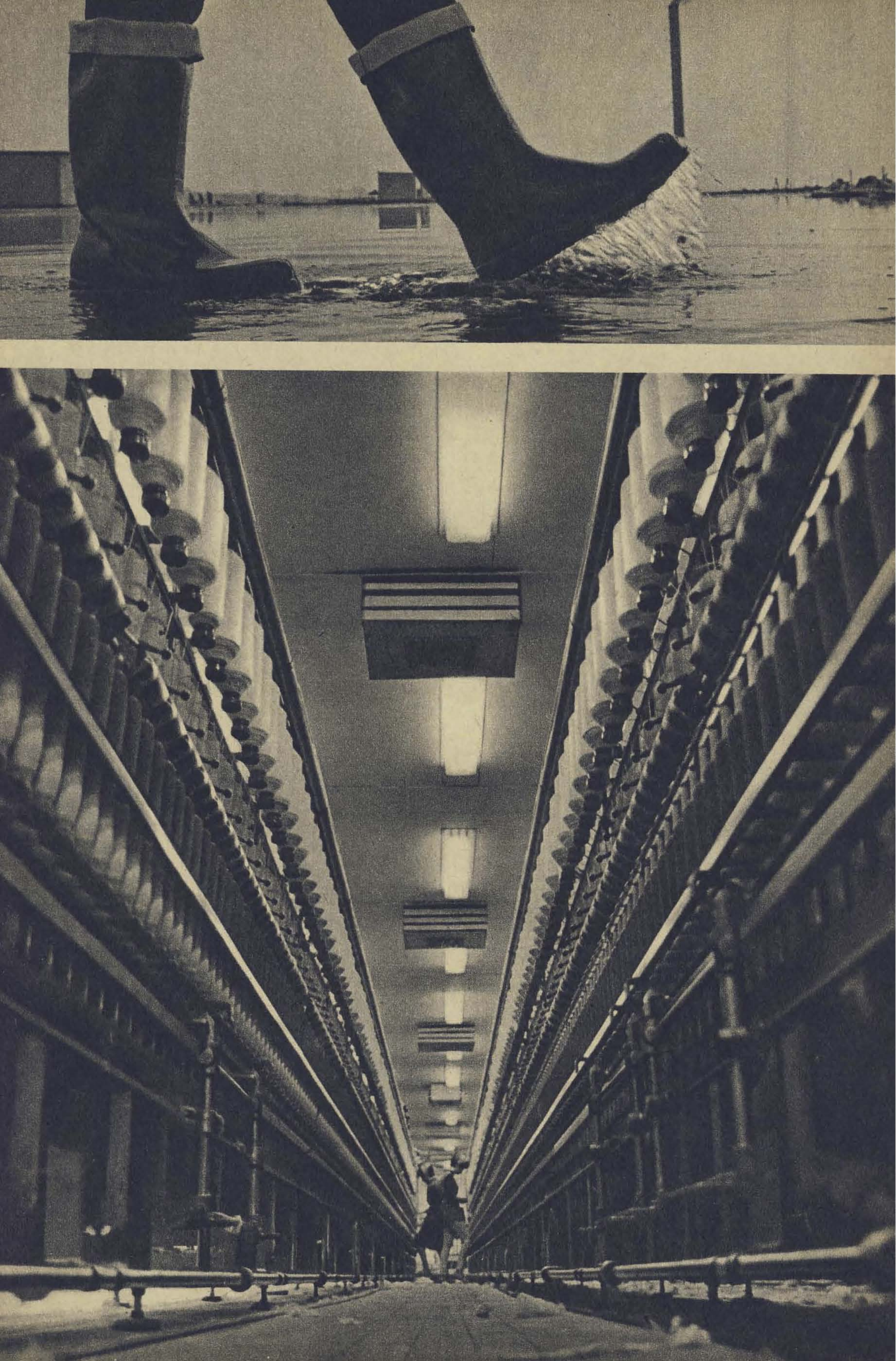
Wart auf mich, ich komme bald,
mach ein Frohgesicht!
Sieh doch, ich erfülle nur
meine Ehrenpflicht.
Blüht vor deinem Fensterstock
wieder wilder Wein,
dann, mein Kind, dann werde ich
bald schon bei dir sein.

Illustration: Wolfgang Würfel

(Fortsetzung von Seite 55)

‚Vorsicht! Hast doch Granaten im Wagenkasten', mahnte mich der Sergeant, der den Einschlägen lauschte, die immer dumpfer klangen. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und atmete erleichtert auf. ‚Pfui Teufel, da sind wir aber in einen Schlamassel geraten!'
Na, kurz und gut – die Granaten brachten wir im rechten Moment an Ort und Stelle. Obwohl unser Auftrag nun erfüllt war, hätte ich das, was mir auf dieser Fahrt passiert war, lieber vergessen. Aber der Sergeant, der unterwegs sehr schweigsam war, beobachtete, wie leicht und sicher ich das Steuer handhabte, und fing kurz vor unserer Rückkehr doch zu sprechen an: ‚Prima, wie du die Maschine lenkst. Klasse! Bist ein ausgezeichneter Fahrer, da gibts nichts zu sagen. Aber bis zum guten Soldaten hast du's noch weit. Stimmt's?'
‚Klar', gab ich ungern zu und wich dem Blick des Sergeanten aus.
‚Ist aber schlecht!' sagte er.
‚Tja, ich war wohl ein bißchen feige. War doch das erste Mal', versuchte ich mich zu rechtfertigen. ‚Bin's noch nicht gewohnt . . .'
Was hätte ich sonst auch sagen sollen?
Aber der Sergeant entgegnete mit ernstem Gesicht: ‚Nicht gewohnt? Das ist nicht der rechte Ausdruck. An so was gewöhnt man sich wohl niemals.'
‚Wieso denn?'
‚Denkst wohl, ich hab keinen Schreck gekriegt?' lachte Petrow. ‚Und ob! Das kam ja völlig unerwartet, und da kriegt man ganz schöne Angst, daß es einen erwischen könnte. Aber das sind Momente, wo einem die Disziplin zu Hilfe kommt, Bruderherz. Ohne Disziplin wird man nicht zum Soldaten.'
‚Was hat denn die Disziplin damit zu tun? Disziplin und Angst – verträgt sich das denn?'
‚Du gehst reichlich primitiv an die Dinge ran', erwiderte mir der Sergeant. ‚Woher kommt denn die Tapferkeit? Die Angst überwindet man nur, wenn einem das Pflichtgefühl über allem steht, wenn man an Disziplin gewöhnt ist. Und wenn du diszipliniert wärest, dann hättest du nicht erst nachgedacht, ob du meinen Befehl ausführen oder lieber den Kopf in den Dreck stecken sollst.'
Soweit ich mich erinnern kann, bin ich damals puterrot geworden, denn der Sergeant beschämte mich mit jedem Wort mehr. Aber Petrow sprach immer weiter: ‚Alle, Genosse Kusmitschow, fürchten sich. Bloß hast du heute außer deiner Furcht nichts weiter gespürt. Aber einem echten Soldaten ist es schrecklicher, einen Befehl nicht auszuführen, als unter Beschuß zu liegen. Denk daran', sagte er, ‚daß du nicht nur einfach am Steuer sitzt, sondern in der Maschine auch kämpfen mußt.'
Ja, Ja, so ist das . . ."
Als Kusmitschow geendet hatte, bemerkte er, daß Wassili Prutikow und sogar Genka Strelnikow nachdenklich dasaßen.
Draußen schien die Sonne. Strelnikow brach zuerst das Schweigen: „Na, dann viel Glück, Wassili! Werde ein guter Soldat!"

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Ein Betrieb, fast ohne Fenster und nur aus einem, obendrein einstöckigen Gebäude bestehend — was für eine unbedeutende Bude mag das schon sein? Es ist keine Bude, sondern der erste Experimentalbau in Kompaktbauweise in der DDR, und er beherbergt eine unserer größten Baumwollspinnereien.

Diese Halle des VEB Baumwollspinnerei und Zwirnerei Leinefelde bedeckt fast 9 ha, und auf dem Dach von 480 m Länge könnten bequem Kleinflugzeuge landen. Es müßten allerdings Wasserflugzeuge sein, denn das Dach steht unter Wasser! Aber klären wir erst einmal den Begriff „Kompaktbau".

Ein übliches Fabrikgelände zeigt sich vom Flugzeug aus als ein Gewirr von Hallen, Schornsteinen, kleinen und großen Gebäuden, eingewoben im Spinnennetz der Werkstraßen und Gleisanlagen, besonders da, wo der Großbetrieb punkten ausgewählt wurde, eine gleichmäßige Lichtfülle. Sie ist günstiger als Tageslicht und nicht dessen Schwankungen unterworfen. Durch eine Klimaanlage wird die Luft erneuert, gewaschen, angefeuchtet und je nach Jahreszeit gekühlt oder erwärmt. Für ein angenehmes Klima auch im heißen Sommer sorgt außerdem eine 60 mm hohe Wasserschicht auf dem riesigen Hallendach. Sie reflektiert die Sonnenstrahlen und schützt so gleichzeitig die Dachhaut, die sich normalerweise bis 85 °C erwärmen kann und großen Ausdehnungsschwankungen unterworfen ist.

Klimakanäle, elektrische Leitungen, Absaugleitungen usw. sind im eigentlichen Arbeitsraum nicht im Wege. Sie wurden im sogenannten Installationsgeschoß untergebracht. Es befindet sich zwischen dem Produktionsgeschoß und der Dachhaut. Alle Installationen liegen dort frei und können leicht erreicht, repariert und gewartet werden.

DDR UNSER VATERLAND

allmählich aus der kleinen Bude eines profitgierigen, rücksichtslosen Unternehmers herangewachsen war. Die Zerrissenheit dieses Betriebes erwies sich als sehr ungünstig für den Produktionsablauf und den innerbetrieblichen Transport. Die Idee, einen Betrieb konzentriert unter *einem* Dach zu haben, ist deshalb nicht neu. Für ein sozialistisches Land, das seine Großbetriebe bis ins Letzte planen und bauen kann, bietet sich eine solche Bauweise besonders an. Zumal das Gebäude mit einer kleinen Typenzahl vorgefertigter Bauelemente wie aus dem Baukasten schnell und billig zusammengesetzt werden kann.

Unser erster Kompaktbau entstand im Eichsfeld. Diese Landschaft zwischen Werra und Harz wurde einst der „Hintern Deutschlands" genannt. Die diesen Namen prägten, wurden von uns in denselben getreten. Sie hinterließen uns das Eichsfeld mit einigen Textil- und Zigarrenfabriken als ein industriell völlig unterentwickeltes Erbe. Die Baumwollspinnerei und die modernen Wohnblocks, die Leinefelde in den Rang einer Stadt erheben, werden jetzt das Zentrum des neuen, sozialistischen Eichsfeldes.

Die aus Fertigteilen als Skelettbau errichtete Halle besitzt nur an einer Längsseite Fenster. Dort sind Verwaltungs- und Sozialräume untergebracht: Wasch-, Toiletten- und Ruheräume, ein gut gestalteter Speisesaal und eine moderne Küche. In den 15 000 m² großen Spinnsälen garantieren Tausende von Leuchtstofflampen, deren Farbe nach psychologischen Gesichts-

Ende 1964 werden sich in Leinefelde 105 620 Spinnspindeln und 2240 Zwirnspindeln drehen (Ende 1963 war die Hälfte in Betrieb). Die 2300 Beschäftigten, von denen 75 Prozent Frauen sind, die sich meist in kürzester Zeit qualifizierten, produzieren dann jährlich 17 000 t Baumwollgarne. Das sind 14 Prozent des Gesamtaufkommens der DDR. Damit können die Webereien des Nordthüringer Raums versorgt werden. Die Produkte aus Leinefelde sind vorwiegend für Berufsbekleidung, aber beispielsweise auch für Cordgewebe in Förderbändern und Reifen bestimmt.

Mit dem Werk wuchs der Ort Leinefelde. Die Einwohnerzahl steigt von 2600 im Jahre 1961 auf 10 000 im Jahre 1980. Im letzten Jahr wurden bereits 200 neue Wohnungen bezogen, 1965 sind es 766. Zu den Wohnungen gehören ein zentraler Versorgungskomplex, Sportanlagen, Kindergärten, eine neue Berufsschule mit Internat usw. Der Weg des alten, rückständigen Ortes zur sozialistischen Stadt ist unaufhaltsam.

Mit den guten Erfahrungen, die man beim ersten Kompaktbau machte, wurden weitere Projekte in dieser Bauweise in Angriff genommen: Hartmetallwerk Immelborn, Industriewerk Leinefelde, Leuna II (noch weiter spezialisiert in der Pavillonbauweise). Interessant ist auch ein Kompaktbau, der für einen Berliner Wohnkomplex projektiert wird. Dort werden Dienstleistungsbetriebe, Wäschereien, Bäder u. ä. in einem Gebäude vereinigt.

Peter Sievers

1000,00 DM Preisausschreiben

Hauptgewinn:		500 DM
ferner	4mal	50 DM
	5mal	20 DM
	20mal	10 DM
an 30 Gewinner		1000 DM

Achtung! Sammeln Sie alle Kennmarken unserer Preisausschreiben dieses Jahres! Sie ergeben zusammengefügt ein Bild, das Ihnen, wenn Sie es mit der Auflösung des letzten Preisausschreibens dieses Jahres einsenden, die Teilnahme an einer Sonderauslosung sichert. Nochmals beträchtliche Gewinne! Deshalb: „AR" abonnieren! Mitmachen und gewinnen!

C D

Auflösung Nr. 3/64
1000,–DM-Preisausschreiben

So war es richtig:

1 b, 2 c, 3 b, 4 c, 5 a, 6 c.

Als glückliche Gewinner wurden durch Los ermittelt:

500,– DM:

Gefreiter Peter Gröschel, Marienberg (Erzgeb.).

Je 50,– DM:

Ufw. Klaus Goldhammer, Bautzen; Flg. Rolf Krug, Brandenburg; Karl G. Freßdorf, Schönebeck (Elbe); Gisela Urban, Wittstock, Kr. Prenzlau.

Je 20,– DM:

Ob.-Matr. Klaus-Peter Lintzen, Greifswald; Ultn. d. R. Siegfried Bellmann, Karl-Marx-Stadt; Bärbel Ehrhardt, Demmin; H. Stöckert, Tannenbergsthal (Vogtl.); Richard Fleißner, Hoyerswerda/Neustadt.

Je 10,– DM:

Hanna Püschel, Altenburg; Lothar Mädel, Suhl; Maat Peter Wilhelm, Kühlungsborn; Lydia Wolf, Torgelow; Kan. R. Czogalla, Sondershausen; Ingrid Daute, Parow II; Uffz. d. R. Wilko Müller, Halle (Saale); Paul Risy, Herrnburg; Offz.-Sch. Klaus Kühn, Zittau; Rainer Girling, Meißen; Uffz. P. Vollrath, Züllsdorf; H. U. Höfling, Thale; Hannelore Rischel, Eisenach; Ob.-Matr. Wolfgang Görlach, Rostock; H. Jüly, Senftenberg, Offz.-Sch. U. Muslol, Plauen; Jutta Drechsler, Greiz; W. Augustin, Magdeburg; Soldat E. Werner, Riesa; Brigitte Rath, Wismar.



A B



E F

Hier stimmt was nicht!

A war ein braver Mann, C ist ein „Kalle"-Mann, E war ein Seemann, der sein Herz verlor. Na – und wer B, D und F sind, brauchen wir Ihnen wohl auch nicht erst auf die Nase zu binden. Fragt sich nur, ob unsere drei Film-Szenenfotos astrein sind. Wenn Sie meinen, daß B nicht bei A an oder in das Bett gehört oder C noch niemals wegen D auf einen Baum geflüchtet ist, so beweisen Sie uns das bitte auf einer Postkarte, indem Sie uns die Titel von mindestens vier Filmen nennen, aus denen wir unsere Fotos für Sie gemixt haben. Letzter Einsendetermin (Datum des Poststempels) ist der 5. Juni 1964.

Unsere Adresse:

Redaktion „Armee-Rundschau", Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Kennwort „1000,– DM". Die Gewinner werden unter den Einsendern mit richtiger Lösung durch das Los ermittelt. Na dann: Gut Film!



AR-Korrespondent Oberst N. P. KOROLKOW, Moskau

Angriff IN DER WÜSTE

Über dem gelben, feinkörnigen Sand gleißt grelles Licht, daß man die Augen zukneifen muß. Die Sonne knallt geradezu vom Firmament herunter. Feldblusen und Kombinationen kleben am Körper, und es ist unmöglich, das Metall des Schützenpanzerwagens zu berühren, ohne sich Brandblasen zu holen. Jetzt daheim im kühlen Schatten liegen und irgend ein flüssiges Labsal über die aufgesprungenen Lippen rinnen lassen, wünschen sich die Soldaten der Aufklärungseinheit.

Pech und Schwefel! flucht Obersergeant Fesenko innerlich; ausgerechnet seinen Zugführer mußte der Schiedsrichter ausfallen lassen und damit ihm die Verantwortung für Soldaten, Fahrzeuge und vielleicht sogar für das Gelingen der ganzen

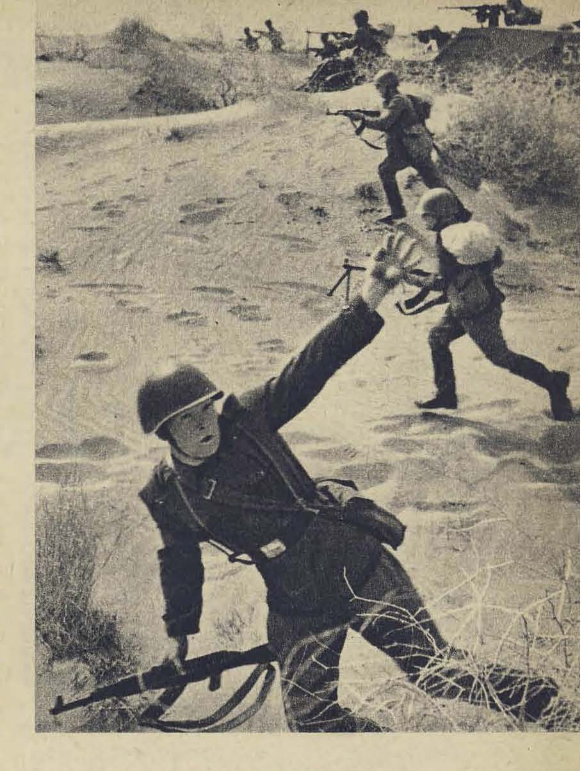


Schutzbekleidung gegen Sonnenstrahlen? Leider gibt es noch keine Kühlanzüge.

Übung auf den Hals laden. Denn nicht allzu weit hinter den Aufklärern marschieren die eigenen Hauptkräfte; und irgendwo da vorn, zwischen den endlos sich dahinziehenden Sandhügeln, muß der „Gegner“ stecken – vermutlich auch auf dem Marsch, natürlich in entgegengesetzter Richtung.

Nun ist ja Obersergeant Fesenko durchaus in der Wüste „zu Hause“, aber gerade deshalb weiß er auch, wie schnell man in diesem Sandmeer die Orientierung verliert. Die drei großen Hügel dort hinten zum Beispiel, die waren gestern garantiert noch nicht da. Doch so ist das nun einmal in der Wüste. Plötzlich beginnt ein Sandsturm zu toben, und wenn sich dann die meterhohen Staubwolken wieder gesetzt haben, sieht die Landschaft ganz anders aus.

Fesenko läßt hinter einer Düne die Wagen halten. Dann pirscht er sich mit zwei Aufklärern an die Hügel heran. Sie durchforschen mit ihren Blicken den ersten, den zweiten: nichts! Da blitzt plötzlich am Hang des dritten etwas auf. Nur ein Stückchen Glas? Vielleicht. Fesenko sieht schärfer hin. Dann beginnt er wieder leise zu fluchen. Dort, im Sand des dritten Hügels, stecken zwei „gegnerische“ Beobachter. Die müssen ja ein ganz schönes Marschtempo vorgelegt haben, daß sie schon hier sind, denkt der Obersergeant ärgerlich. Und garantiert haben sie uns bereits entdeckt. Na, noch ist nichts ver-



▲ **„Tempo, Tempo!“ Das Geheimnis des Sieges in der Wüste besteht nach Meinung erfahrener Leute darin, daß man schneller angreifen muß, als der Sand in die Stiefel rieseln kann.**

Es ist nicht leicht, richtig zu zielen, wenn Schweiß und Staub immer wieder die Augen verkleben.

loren. Mit wenigen Worten informiert er seine Begleiter, wendet das Glas gelassen wieder dem zweiten, dann dem ersten Hügel zu, erhebt sich ruhig und geht langsam mit den Soldaten wieder zurück. Am liebsten möchte er ja rennen, um die verlorene Zeit wieder einzuholen – doch dann würde alles noch schlimmer werden. Endlich sind sie in Deckung. Hastig erklärt Fesenko seinen Plan. Die beiden Gefährten nicken eifrig und verschwinden gleich darauf seitwärts hinter den Dünen. Auch der Obersergeant sucht sich eine gut gedeckte Stelle zum Beobachten. Er hat richtig kalkuliert. Ein paar Minuten später kommen die „gegnerischen" Aufklärer schon herangeschlichen. Diesmal ist der Schreck auf ihrer Seite, als sie merken, daß sie in einen Hinterhalt geraten sind.

Kaum ist Fesenko mit seinen „Gefangenen" wieder bei den Wagen, wird ihm ein „gegnerisches" Aufklärungsfahrzeug gemeldet. Schnell verständigt er per Funk seinen Kompaniechef.

Erwartungsvoll blicken die Soldaten auf ihren Obersergeanten. Keiner denkt mehr an die Hitze.

„Genosse Kolokolzew", sagt Fesenko ruhig, „Sie fahren mit Ihrer Gruppe dort auf die freie Fläche hinaus!"

Mit großen Augen blickt ihn der an. „Aber da werde ich doch vom Gegner gesehen."

„Eben", meint der Obersergeant gelassen, „und beeilen Sie sich gefälligst ein bißchen!"

Auch diese Kriegslist gelingt. Die „gegnerischen" Aufklärer zuckeln vorsichtig hinter Kolokolzews SPW her.

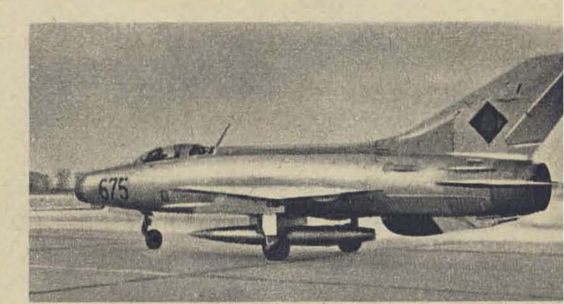
Eilig besetzt Obersergeant Fesenko mit dem Rest seines Zuges die drei großen Hügel, die ihm anfangs soviel Ärger bereitet hatten. Jetzt verwandeln sie sich in eine gute Verteidigungsstellung für ihn und seine Genossen.

Doch halt – wer spricht hier von Verteidigung? Die Soldaten reißen erstaunt ihre Augen auf. In Marschkolonne kommen die „gegnerischen" Sicherungskräfte herangerollt und bieten einladend die Flanke dar. Offensichtlich hat Fesenko mit seiner List nicht nur das Spitzenfahrzeug zum Narren gehalten. Und als er jetzt, ohne lange zu zögern, das Feuer eröffnen läßt, gerät dort unten für einen Augenblick alles durcheinander. Im Höllentempo kommt nun auch noch Kolokolzew mit seinem SPW von der anderen Seite herangeprescht und vermehrt die Verwirrung des „Gegners" beträchtlich. Als der endlich merkt, daß er es nur mit einem Zug zu tun hat, ist es für ihn schon zu spät. Denn Fesenko erhält bereits Verstärkung und wenig später geht die Gefechtsordnung des Regiments über die Vorhut des „Gegners" hinweg und greift die ebenso überraschten Hauptkräfte an.

Als sich die Soldaten wieder auf den Heimweg machen, brennt noch immer die Sonne mitleidlos vom Himmel herab. Feldblusen und Kombinationen kleben am Körper; der Sand scheuert die Haut wund, knirscht auf den Zähnen, brennt in den Augen. Obersergeant Fesenko aber singt fröhlich vor sich hin.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18x24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 5/1964	BILD 1	BILD 2	BILD 3

ARMEE-RUNDSCHAU
5/1964

TYPENBLATT

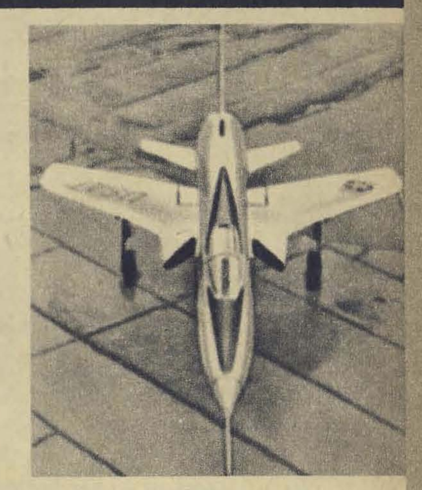
NATO-FLUGZEUGE
JAGDFLUGZEUGE



Republic F – 105 D „Thunderchief" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse	15 950 kg
Länge	19,58 m
Spannweite	10,64 m
Höhe	5,99 m
Höchstgeschwindigkeit	2280 km/h in 11 000 m Höhe
Bewaffnung	1 Revolverkanone 20 mm, gelenkte und ungelenkte Geschosse, Bomben bzw. Napalmwaffen
Besatzung	1 Mann



Die Republic F – 105 D ist ein einsitziges Jagd- und Jagdbombenflugzeug der USAF, das 1958/59 in Serie ging. Das Flugzeug existiert in fünf Varianten: YF – 105 A Erprobungsmuster; F – 105 B für Tageseinsatz; F – 105 C zweisitziger Trainer; F – 105 D weiterentwickelte Allwetter-Einsatzvariante; F – 105 E zweisitziger Allwettertrainer.

ARMEE-RUNDSCHAU
5/1964

TYPENBLATT

NATO-SCHIFFE
MINENSUCHER

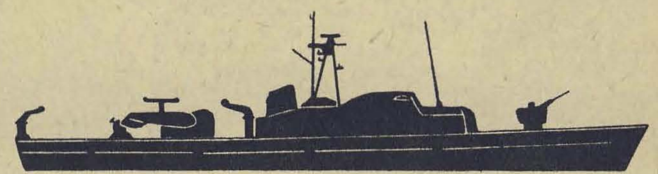
Minensuchboot 55 Typ „Schütze" (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

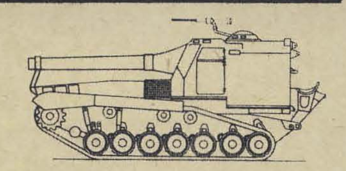
Wasserverdrängung	260 ts
Länge	47,2 m
Breite	6,8 m
Tiefgang	2,2 m
Bewaffnung (Artillerievariante)	2 Flak 40 mm/Bofors, Über- und Unterwasserortungsgeräte, Räumgeräte, Wasserbomben, Minen
Geschwindigkeit	24 sm/h
Besatzung	39 Mann

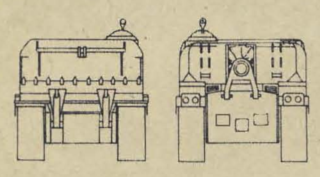
Die Minensuchboote des Typs „Schütze" werden zum Räumen von Minen aller Art in Küstennähe, zum Freihalten der Zwangswege sowie zur U-Bootjagd und Küstensicherung eingesetzt. Sie sind ein verbesserter Typ der ehemaligen Räumboote der faschistischen Kriegsmarine.

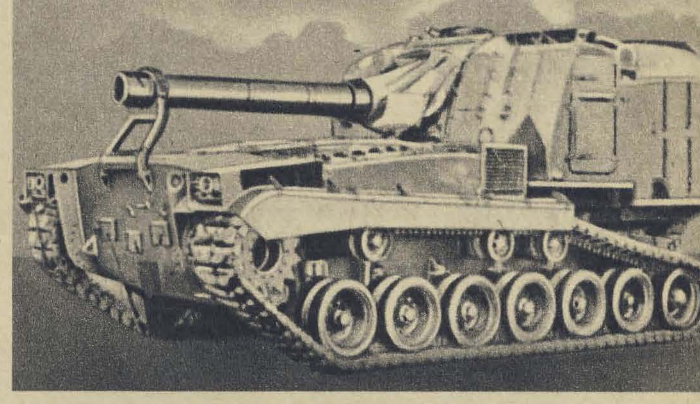




ARMEE-RUNDSCHAU 5/1964 | TYPENBLATT | NATO-FAHRZEUGE SFL







SFL M 55 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	42,6 t
Länge	7,9 m
Breite	3,4 m
Höhe (gesamt)	3,5 m
Überschreitfähigkeit	2,2 m
Höchstgeschwindigkeit	48 km/h
Fahrbereich	250 km
Bewaffnung	203,2-mm-Haubitze; Fla-MG 12,7 mm
Besatzung	6 Mann

Die SFL M 55 wurde 1954 in die Bewaffnung der amerikanischen Armee aufgenommen. Als Grundlage diente der Panzer M 48. Das Fahrwerk ist stark abgewandelt. Der Seitenrichtwinkel der Haubitze beträgt 60 Grad.

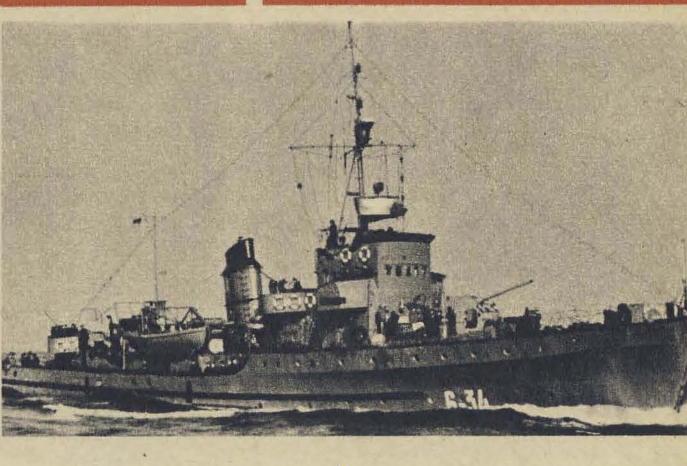
ARMEE-RUNDSCHAU 5/1964 | TYPENBLATT | SCHIFFE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Minenleg- und -räumschiff (MLR) Typ „Habicht"

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	650 ts
Länge	60 m
Breite	8,0 m
Geschwindigkeit	15 sm/h
Bewaffnung	1 Universalgeschütz 85 mm, 4 Doppellafetten 25-mm-Flak, mechanische, elektrische und akustische Minenräumgeräte, Waffen und Geräte zur U-Boot-Bekämpfung

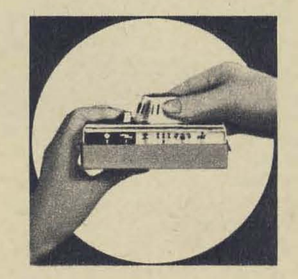
Wie der bereits vorgestellte Typ „Krake", ist auch das MLR-Schiff Typ „Habicht" ein sehr seetüchtiges Schiff unserer Volksmarine.





Schon morgen sieht sie anders aus ...

denn Kinder verändern sich
von Tag zu Tag.
Vergebens versuchen Sie später,
sich an das erste Lächeln zu erinnern.
Greifen Sie deshalb noch heute
zur Kamera!
Auch wenn Sie keinerlei
technische Vorkenntnisse haben,
ist das Fotografieren
mit der vollautomatischen Kleinbildkamera PRAKTI kein Problem.
Nur zwei Handgriffe sind erforderlich:
Motivregister einstellen – auslösen!



Besondere Merkmale:
36 Aufnahmen 24 x 36 mm.
Einstellung der Belichtungszeit, Blende und Entfernung sowie Verschlußspannen und Filmtransport vollautomatisch
Hochwertiges Objektiv Meyer Domiton.
Fernrohrsucher mit großem, hellem Sucherbild.
Synchronisation für Elektronenblitz und Blitzlampen.

DM 460,– Auch auf Teilzahlung



VEB PENTACON DRESDEN
Kamera- und Kinowerke

Kilometer 1 bis 30

Soldat Berger marschiert in der ersten Reihe hinter den Unteroffizieren, die er um Haupteslänge überragt. Die Passanten blicken lächelnd auf diesen blitzforschen Soldaten und trauen ihm mindestens so viel zu, wie er sich selber. Der Zugführer befiehlt zu singen. Hell und laut, als marschiere hinter ihm nicht ein Zug, sondern ein ganzes Regiment Soldaten, ruft Berger:
„Doch lacht der Sonnenschein!"



Marschimpressionen

VON HAUPTMANN WALTER FLEGEL

„Weißt du, wie lang die Nächte sind?
Weißt du wie kalt jeder Morgen beginnt?
Weißt du, wie einsam ein Posten steht?"
fragen die Soldaten singend, als wüßten sie das alles schon sehr genau. Aber sie haben noch nicht einmal einen mittleren Marsch hinter sich. Begonnen haben sie ihn soeben. Nun singen sie sich eine Stimmung an, in der sogar ein Gewaltmarsch Kinderspiel ist..



Doch Stimmung bleibt Stimmung. Zuerst trägt sie mit am Marschgepäck, an der Waffe, an der Schutzmaske. Im nächsten Augenblick schon hockt sie sich mürrisch hinten auf und läßt sich mitschleppen. Berger spürt sie in den Stiefeln. Auf den Helm drückt sie. Im Schweiß ist sie, im Durst. Sogar im Lachen einiger Unverwüstlicher. Je weiter sich die Soldaten von der Stadt entfernen, um so schwerer wird sie in den Gedanken an den Rückweg.

Berger wird kleiner. Sein Gesicht scheint zusammenzuschrumpfen. Krumm wie eine Mondsichel stolpert er dahin. Aber noch vereitelt er alle Überholungsversuche durch Zwischenspurts.



Berger bleibt zurück. Er sieht nicht einmal mehr auf, wenn einer an ihm vorbeigeht. Da sind zwei plötzlich neben ihm. Einer nimmt ihm die Maschinenpistole ab. Der zweite hebt das Marschgepäck hinten an und sagt: „Hak's aus!"
Berger gehorcht. Die Last hat sich ihm in Schultern und Rücken gedrückt. Es läuft sich nicht leichter ohne Gepäck. Er stolpert.



Berger fühlt die Beine nicht mehr. Die Stiefel sind hart und schwer wie Steine. Wie Klumpen hebt er die Füße schwerfällig von Schritt zu Schritt. Die zwei sind noch immer neben ihm, muntern ihn auf, witzeln.
„Schnauze!" faucht er sie an. Sofort bleiben die beiden zurück. Ganz allein ist Berger nun. Er sieht und hört nichts mehr außer dem Geräusch seiner Stiefel, deren Schritte plump und unsicher nach innen gerichtet sind, deren Absätze bei jedem Schritt über den Erdboden scharren.



Endlich sind die beiden wieder neben ihm. Sie schweigen und schwitzen und schleppen ihre eigene und Bergers Ausrüstung. Sie sind weit zurückgeblieben. Berger wird noch langsamer. Da machen die zwei sich einen Arm frei und fassen ihn unter. Er läßt sich schleppen. Er riecht nach Parfüm und Schweiß.



Der Stadtrand ist erreicht. Der Zugführer, der bisher geschwiegen und beobachtet hat, wertet den Marsch aus. Jeder muß danach sein Gepäck wieder aufnehmen. Während Berger sich wieder ausrüstet, stützen ihn die anderen. Im Gleichschritt marschiert der Zug in die Stadt ein. Berger marschiert in der ersten Reihe hinter den Unteroffizieren, die er um Haupteslänge überragt. Der Zugführer befiehlt zu singen. Hell und laut, als marschiere hinter ihm nicht ein Zug, sondern ein ganzes Regiment Soldaten, ruft Berger: „Doch lacht der Sonnenschein!"

(Fortsetzung Seite 72)



Gespräch unterwegs

Hinten laufen noch zwei. Ein Kleiner, der nicht aus Erschöpfung zurückgeblieben ist, sondern weil er winzige Schrittchen macht. Er trägt eine breitrandige Brille, schaut sich lebhaft nach allen Seiten um, als wandere er.



Blaß ist sein schmales Gesicht. Auf seine großen abstehenden Ohren, die den Eindruck ständigen angespannten Lauschens vermitteln, stützt sich das Käppi. Neben dem Kleinen tapst ein großer dicker Soldat einher. Rotgeschwitzt ist sein Gesicht, das er fortwährend bis zum Halsansatz hinab mit einem bunten Riesentaschentuch abwischt. Er weiß nicht, warum er mit dem Kleinen geht, dessen Schrittweite er mühelos dreimal in einem Schritt hat, weshalb er dauernd auf seinen Begleiter warten muß.

„Weißt du", sagt der auf einmal, „immer wenn ich ein Klavier stimme, höre ich schon ganze Konzerte. Ich denke immer an Konzerte. Die Töne müssen stimmen, ja, ja. Und wenn ich im Konzertsaal sitze, höre ich sofort, wenn ein Ton nicht stimmt."

„Ach".

„Ja. Man muß seine Klaviere kennen, studieren, wie ein Arzt seine Kranken, wenn er sie gesund machen will."

„Was meinst du, haben wir's noch weit?"

„Und so ein Klavier ist eine komplizierte Erscheinung, mein Lieber. Aber wie werden sie oft strapaziert! Unser Regiment besitzt drei Klaviere, drei todkranke Klaviere. Am Flügel operiere ich schon drei Tage. Aber ich kriege ihn hin."

„Warum solltest du ihn nicht hinkriegen. Ich hab' auch schon manchen Möbeltrümmer wieder hingekriegt."

„Das freut mich aufrichtig. Dem Flügel fehlt ein Bein. Hinten steht er auf Kisten. Wirst du mir also helfen?"

„Warum sollte ich dir nicht helfen. Wie weit werden wir wohl noch marschieren?"

„Daß du mir helfen willst, freut mich aufrichtig. Für den Flügel, du mußt wissen, ich liebe Flügel, schwarze besonders, weil sie so feierlich wirken, als hätten sie einen Frack an." Plötzlich stolpert er. Seine Brille rutscht über die Nase abwärts, fällt in den Staub. Während er sich niederhockt und den Weg nach ihr abtastet, sagt er: „Und wenn wir den Flügel hingekriegt haben, machen wir uns an die anderen Klaviere."

„Warum nicht." Der Große bückt sich und führt die Hand des Klavierstimmers zur Brille, der nichts passiert ist. Der Kleine wischt sie umständlich ab, blickt gegen den hellen Himmel durch die Gläser, und während er die Bügel hinter die Ohren klemmt, spricht er: „Sobald wir den Flügel hingekriegt haben, spiele ich dir etwas vor. Ich kann nämlich auch spielen. Und mein größter Wunsch ist, daß ich einmal etwas ganz Großes komponiere. Wie ist das bei dir?"

„Ich will einmal ein wunderbares Möbelstück bauen, einen Schrank oder so. Wie es aussieht weiß ich noch nicht. Aber wunderbar wird es werden, und nach Sonne wird es riechen."

„Nach Sonne? Ach."

„Ja, nach Sonne. Die Sonne kannst du riechen. Komm in unsre Werkstatt. In jedem Brett kannst du sie riechen."

„Die Sonne riecht, sieh an."

Illustrationen: Paul Klimpke



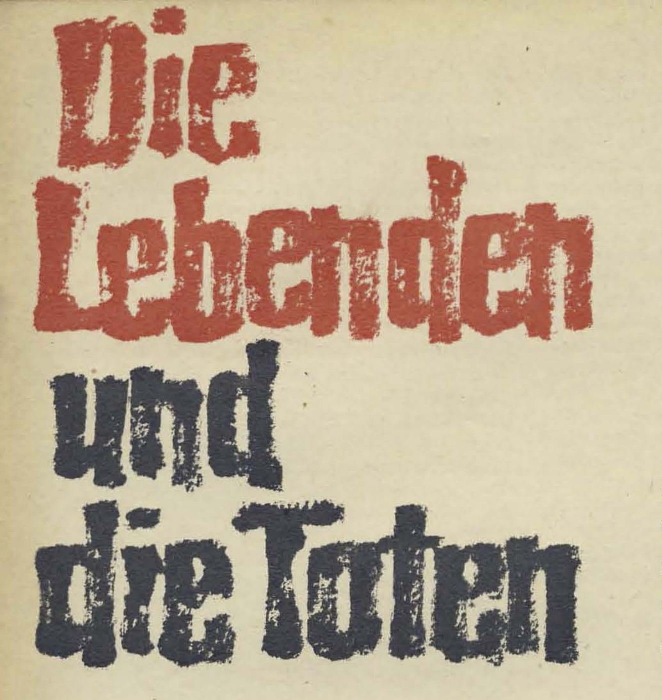
„Ja, die Sonne duftet."

Der Große hebt den Kopf zur Sonne, schließt die Augen und zieht durch die geweiteten Nasenlöcher viel Luft ein. Der Kleine ahmt diese Bewegung genau nach und zuckt unschlüssig mit den Schultern. Da ruft jemand: „Achtung!"

Sie müssen im Laufschritt antreten. Der Zugführer, der bisher geschwiegen und beobachtet hat, wertet den Marsch aus. Unter anderem sagt er: „Wir sind schlecht marschiert, Genossen Soldaten. Der Zug traf völlig aufgelöst hier ein. Gefechtsbereit ist aber nur eine geschlossene Einheit. Fünf Mann stürmen rücksichtslos davon. Sieben Mann trotten gleichgültig hinterher. Soldat Berger steht noch jetzt ohne Gepäck und Waffe da. Er ist kein Soldat mehr. Wir sind doch keine Wanderburschen. Der Marsch war eine kleine Niederlage für uns. Aber er war nicht der letzte Marsch. Gepäck aufnehmen!"

Der Klavierstimmer hebt den Arm, drückt die Brille mit zwei Fingern näher zu den Augen und meldet: „Ich habe eine Mitteilung. Der Tischler und ich, wir haben uns vorhin entschlossen, für unser Regiment die Klaviere und den Flügel in Ordnung zu bringen."

Einige Soldaten beginnen zu lachen. Heftig will der Zugführer antworten. Er beherrscht sich. Des Klavierstimmers Gesicht, seine von den dicken Brillengläsern stark vergrößerten Augen verraten sehr deutlich die Absicht, ihm nach der Enttäuschung über den verpatzten Marsch eine kleine Freude zu machen. Noch etwas kommt hinzu. Das Lachen bessert die Stimmung auf. Die Köpfe heben sich. „Das freut mich aufrichtig", sagt der Leutnant, „aber denken Sie von nun an weniger an Flügel, sondern mehr an Ihre Beine." — „Zu Befehl!" antwortet der Klavierstimmer und rückt unternehmungslustig sein Marschgepäck zurecht. „Das kriegen wir schon hin!"





Unser Reporter Major Karl-Heinz Freitag unterhielt sich in Moskau mit dem Regisseur Alexander Stolper, der Konstantin Simonows gleichnamigen Roman verfilmte



ie vor Jahren das Buch, ist heute der Film in aller Munde — vielbeachtet, heftig diskutiert. Riesenhafte Werbeflächen, breitwandig wie der Film selbst, springen einem von ungezählten Kinofassaden ins Auge. Darunter Menschenschlangen, die sich nach Karten drängen. Ausführliche Rezensionen in allen Zeitungen. Nicht nur aus der Feder professioneller Kritiker. Der Zuschauer hat das Wort — junge Arbeiter, Soldaten, Studenten, erfahrene Militärs wie Marschall Konew. Die Statistik registriert Rekordbesuche. Nach dem Simonowschen Bucherfolg „Die Lebenden und die Toten" erlebt Moskau in diesem Frühjahr den Filmerfolg gleichen Namens.

Im Mai werden ihn Teilnehmer des Deutschlandtreffens in einer nicht synchronisierten Voraufführung ebenfalls zu sehen bekommen. So nutze ich die Gunst der Stunde, während meines Moskauer Aufenthalts mit Regisseur Alexander Stolper zu sprechen, der übrigens schon drei andere Romane Simonows auf die Leinwand gebracht hat.

Beide sind alte Freunde, seit mehr als dreißig Jahren. Und so scheint es beinahe müßig, Alexander Stolper zu fragen, was ihn bewogen hat, gerade diesen Stoff zu verfilmen. „Das ist einfach zu sagen", meint er. „Mich reizte vor allem das Thema, das Milieu. Deshalb, weil ich sehr gern an Filmen arbeite, in denen Soldaten die Haupthelden sind. Außerdem kommt hinzu, daß ich die literarische Vorlage in ihrer ursprünglichen Form bereits seit 1942 kenne; es ist ja bekannt, daß der Roman ‚Die Lebenden und die Toten' auf Konstantin Simonows Kriegstagebuch fußt."

Apropos Kriegstagebuch.

Nebenbei bemerkt, enthält es auch eine nette Episode über meinen Gesprächspartner. Im Winter 1944 sollten Simonows „Tage und Nächte" verfilmt werden. In Alma-Ata. „Stolper", so berichtet der Schriftsteller, „wollte jedoch nicht eher mit der Arbeit beginnen, bevor er nicht an der Front gewesen war und den Krieg mit eigenen Augen gesehen hatte." Kurzerhand nahm ihn Simonow, er war damals Kriegsberichterstatter der „Krasnaja Swesda", mit nach Leningrad. „Stolper interessierte sich für alle Einzelheiten des Krieges, rannte von früh bis spät durch die Einheiten und schrieb unentwegt in ein dickes Heft. Und da er in der Eile nur notdürftig eingekleidet worden war und recht komisch aussah, so hielten alle ihn für den Schriftsteller und nicht mich: Er war ja so ulkig gekleidet und kritzelte dauernd etwas!"

Woraus hervorgeht, daß Alexander Stolper ein schreibender Regisseur ist. Seiner Feder entstammen bereits mehrere Drehbücher; so auch das seines jüngsten Films.

„Als der Roman herauskam, habe ich ihn sofort gelesen — non stop. Und immer wieder ertappte ich mich bei dem Wunsch, diesen Stoff verfilmen zu dürfen. Es ist ein gutes, ehrliches Buch mit einem guten, ehrlichen Anliegen. Es wirft echte menschliche Probleme auf und gibt der Jugend Leitbilder. Leitbilder, die ihr helfen, sich im Leben zurecht zu finden und gute charakterfeste Menschen zu werden. Ist es da nicht allzuverständlich, daß ich mich geradezu danach sehnte, das auf die Leinwand zu bringen?"

Doch es gab auch skeptische Stimmen, die da orakelten: Haben wir nicht schon genug Kriegsfilme? Wollen die Leute so etwas überhaupt noch sehen — heute, fast zwanzig Jahre nach Kriegsende? Und so prophezeiten sie dem Unternehmen schlechte Kritiken und keine Publikumsresonanz.

Es kam genau umgekehrt.

„Für mich ist das keine Überraschung", meint Genosse Stolper. „Die Wunden des Krieges sitzen tief, und sie sind weder bei uns vergessen noch bei anderen Völkern. Ganz besonders deswegen nicht, weil die Welt immer noch von Krieg bedroht ist. Ich erinnere hier nur an die Revanchepläne des westdeutschen Militarismus. Folglich müssen wir das Pulver trocken halten. Das heißt aber auch: Wir müssen unentwegt an der moralischen, charakterlichen Erziehung der Jugend arbeiten, ihr — als den Nachgeborenen — den Krieg zeigen und sie zu bewußten, standhaften, ihrer Heimat treu ergebenen Kämpfern erziehen. Die Kunst, insbesondere die Filmkunst, hat gerade hier ein reiches Betätigungsfeld. Und wie Simonow sein Buch ‚für den praktischen Gebrauch' geschrieben hat, habe ich versucht, den Film gleichfalls ‚für den praktischen Gebrauch' nutzbar zu machen."

Bei einem Film, dessen Gestalten mit wenigen Ausnahmen Soldaten sind und dessen Handlung sich im militärischen Bereich abspielt, liegt die Frage nahe, welchen Anteil die Armee am unmittelbaren künstlerischen Schaffensprozeß hatte.

„Der erste Militärexperte", betont Alexander Stolper, „war in diesem Falle natürlich Konstantin Simonow selbst. Als Frontsoldat und Buchautor in einer Person war er unser härtester Kritiker. Eine unschätzbare Hilfe erhielten wir aber auch von den Soldaten. Viele kleine Rollen wurden mit ihnen besetzt — gut besetzt, muß ich sagen. Alle kannten bereits vor Beginn der Filmaufnahmen Simonows Buch. Und zwar ohne daß wir sie aufgefordert hätten, es zu lesen."

Als offizielle Militärexperten fungierten Generaloberst Turantajew und Oberst Korschunow. Der Regisseur lobt sie als „zwei sehr kunstverständige, schöpferische Menschen. Darauf aber kommt es zu allererst an. Die technisch-fachliche Beratung ist nur eine Seite, sogar nicht einmal die wichtigste. Entscheidend ist, daß die Fachexperten gestalterisch wirksam werden, daß sie mithelfen, die Idee des Films gut umzusetzen. In unserer Zusammenarbeit äußerte sich diese schöpferische Mitarbeit in vielen Dingen; beispielsweise darin, daß beide Genossen in einzelnen Szenen selbständig Regie führten. Sie sind mit vollstem Recht nicht von dem künstlerischen Kollektiv zu trennen, das den Film schuf."

„Die Lebenden und die Toten" ist ein „männlicher Film" — ein Film aber auch, der auf

„... Nach allem, was Sie vor unseren Augen den Kameraden Gutes getan haben, wäre der ein Hund, der Sie nicht herausschleppte!" ... Im Laufe des Tages war die Ärztin gestolpert, hatte sich den verstauchten Fuß auch noch verrenkt, und nun schleppten sie sie schon die fünfte Stunde abwechselnd auf dem Rücken.



manches verzichtet: Auf Musik etwa wie auf die Farbtechnik.
Die Rolle der Musik übernimmt hier die Stimme des Autors, unsichtbar das dramatische Geschehen kommentierend. „Musik", erklärt Genosse Stolper temperamentvoll, „hätte hier nur störend gewirkt, zerstörend, was die Lebensechtheit angeht. Ebenso ist es mit der Farbtechnik. Ich habe den Film schwarzweiß gedreht, weil ich der Meinung bin, daß Farbspielereien bei dieser Thematik fehl am Platze sind und der Handlung wie der Aussage die Wirkung nehmen. Ich gestehe, daß es in vieler Hinsicht kein konservativer Film ist. Doch die Publikumsresonanz, das Urteil vieler – namentlich auch junger – Menschen bestätigen mir, daß ich recht getan habe, als ich diesen Verzicht leistete."
Wie vor Jahren schon das Buch, so stößt heute auch der Film auf das große Interesse der Öffentlichkeit. Besonders der Jugend, und unter ihr wiederum der jungen Soldaten. Viele von ihnen haben den Krieg entweder gar nicht mehr oder zumindest nicht bewußt erlebt. Hier wird er ihnen vor Augen geführt – ehrlich und ungeschminkt. Sie lernen daraus, was der Kampf mit dem Gegner erfordert. „Wenn man an der Front steht", erklärt Alexander Stolper, „und damit rechnen muß oder in aussichtsloser Situation sogar genau weiß, daß man wenig später kämpfend sterben wird, dann offenbart sich die Charakterstärke und die Moral jedes Menschen. Wer darauf nicht vorbereitet, sondern schwach und wankelmütig ist, wird in dieser Bewährungsprobe Krieg versagen. Unser Film will zeigen, wie lebensnotwendig die Militärarbeit ist – für uns alle und für jeden einzelnen, und nicht um zu sterben, sondern um zu leben und zu siegen. Erst wenn der Soldat weiß, was ihn im Gefecht erwartet, kann er sich moralisch wie militärisch dafür wappnen. In diesem Sinne grüße ich auch die jungen Soldaten der Nationalen Volksarmee, die zusammen mit den Soldaten meines Landes im Gedenken an die Toten auf der Wacht für die Lebenden stehen."

Kowaltschuk hatte bereits sein Koppel gelöst und es auf die Erde fallen lassen. Nun zog er die Feldbluse hoch, wickelte das Fahnentuch vom nackten Körper und hielt es mit seinen riesigen Händen an den oberen Ecken so hoch, daß der Divisionskommandeur die ganze Fahne überblicken konnte ...

(Die Bildtexte wurden dem Buch Konstantin Simonows entnommen)





Meistens, so sagt man, hört in Geldsachen ja die Freundschaft auf. Das beweist sich, zuerst jedenfalls, auch in unserer Geschichte. Denn die 59,70 DM der Kompanie Werner in der Listensammlung zum Deutschlandtreffen kamen dem Politstellvertreter des Bataillons entschieden zu wenig vor. Er drängte auf mehr. Doch woher nehmen und nicht stehlen? Unteroffizier Lehmann, FDJ-Sekretär der Kompanie, schlich mit bedeppertem Gesicht von dannen. Den Kompaniechef erwischte es zehn Minuten später. Per Telefon. Nach weiteren fünf Minuten erwischte es den FDJ-Sekretär zum zweiten Mal. Wo? – Dumme Frage. Beim Kompaniechef natürlich! Nicht, daß er schimpfte. Er wollte sich nur mit dem FDJ-Sekretär beraten, wie und wann und unter welchen Umständen man... – Der Leser versteht!

Trotz einer „Warnow", die der Chef spendierte (dem FDJ-Sekretär, nicht dem Deutschlandtreffen!), kam man nicht weiter. Der blaue Dunst blieb blauer Dunst. Ebenso blieben die 59,70 DM. Keine Aussicht, daß daraus vielleicht mal 159,70 DM werden könnten.

Dennoch wurden sie es – sogar noch ein bißchen mehr. Etwas später allerdings erst. Die Idee, wie man das Kompanie-Konto Deutschlandtreffen aufbessern könnte, hatte Gefreiter Bartschinski. Eigentlich wollte Unteroffizier Lehmann ganz etwas anderes von ihm, als er abends in seine Stube kam. Was, haben beide inzwischen vergessen. Doch: Wer Sorgen hat, hat auch – nicht Likör, sondern das Bedürfnis, sie irgendwo abzuladen. Horst Bartschinskis breiter Rücken schien dem Unteroffizier wie geschaffen dafür. Und so erzählte er ihm, dem Sportorganisator, was er auf dem Herzen hatte. Der aber sagte mit unschuldsvollem Gesicht: „Weißt du, ich hätte da schon etwas..."

Was er da hatte, verriet er zunächst nur dem FDJ-Sekretär. Beide machten keinen Plan, sondern tigerten tags darauf los. Der Unteroffizier rückte dem FDJ-Sekretär des Truppenteils auf den Pelz und „staubte" dort ein gutes Dutzend Bücher ab sowie etliche Märker für Briefmappen und andere kleine Gebrauchsgegenstände. Der Gefreite verhandelte indes über den Kauf von Turnhemden, Reiseschachspielen und Fußball-Eintrittskarten für das nächste Oberligaspiel aus den Rücklaufgeldern der Sportgruppe. Als sie am Abend gemeinsam Bilanz zogen, wies die Haben-Seite einen ansehnlichen Pakken begehrenswerter Dinge aus.

„Rein damit zum Kompaniechef!", kommandierte Unteroffizier Lehmann.

Der staunte nicht schlecht, als er sich plötzlich – ohne es bestellt zu haben – einem kleinen Warenlager gegenübersah. Nun mußten FDJ-Lehmann und ASG-Bartschinski mit der Sprache herausrücken: „Am Sonntag, Genosse Oberleutnant, startet bei uns eine ganz große Sache – eine Tombola zum Deutschlandtreffen. Und zwar am Klettergerüst!"

???

„Ganz einfach. Oben, am Querbalken, wo die Seile dran festgemacht sind, da oben hängen die Lose. Wer was gewinnen will, muß fünfzig Pfennig einzahlen (fürs Deutschlandtreffen, versteht sich), an einem der drei Seile hochklettern und sich ein Los angeln – womit er dann gleichzeitig noch eine Sportabzeichenbedingung erfüllt hat."

So weit, so gut.

„Könnte man aber nicht...?"

Der Kompaniechef überlegte einen Moment: „Ich hab's: Wer an diesem Sonntag schon drei andere Bedingungen erfüllt hat, darf umsonst (h)angeln! Das heißt, wir schaffen zusätzlich weitere Möglichkeiten, was fürs Sportabzeichen zu tun – Hochsprung, Schießen, Keulenwerfen, Kugelstoßen usw."

Auch das „und so weiter" wurde ins Programm aufgenommen.

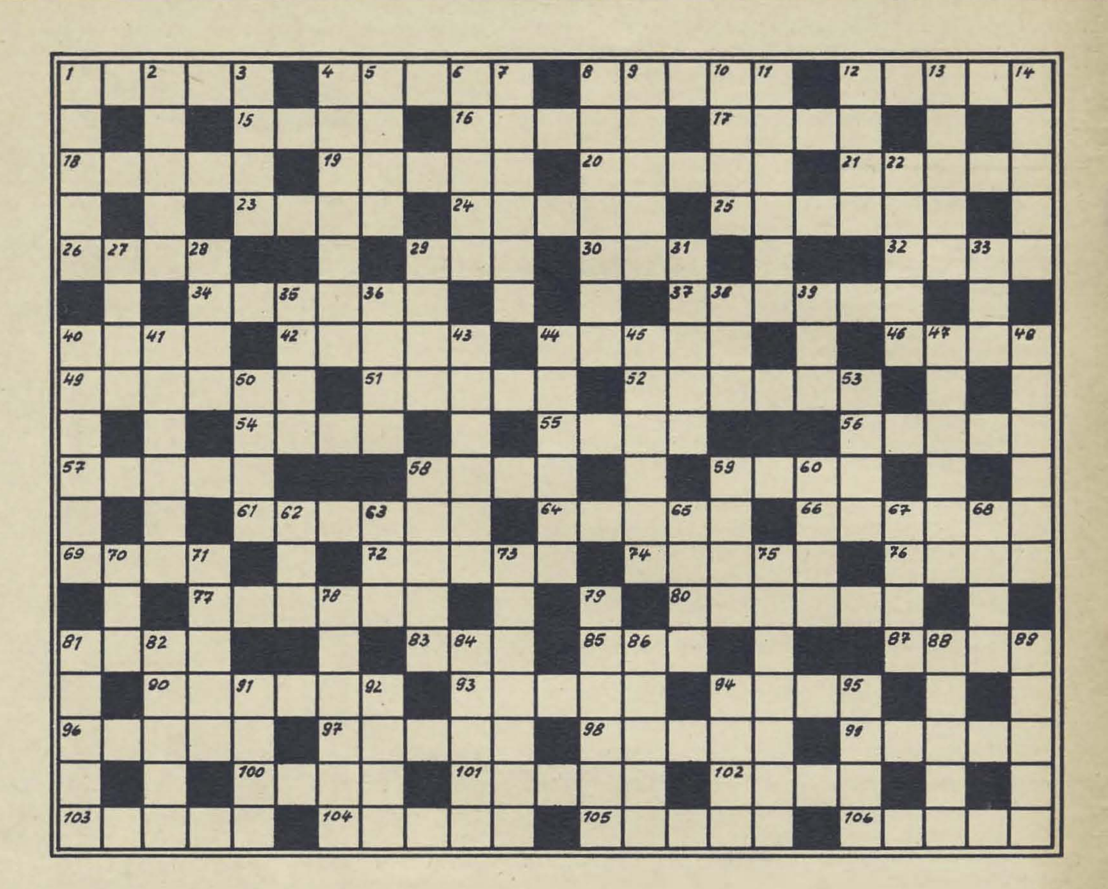
Jetzt hätten wir beinahe etwas vergessen, die Spitzenpreise nämlich: Drei Flaschen Sekt, gestiftet – Hoch soll er leben! – von Herrn Walter Rödig, dem Vater des am Standort wohnenden Soldaten Hans Rödig. Damit war die Tombola perfekt.

Der Sonntag kam, und mit ihm ein großes Sektgelage. Der Champagner (und das Klettergerüst) wurde nicht nur von den Genossen der Kompanie Werner belagert, sondern ebenso von Hunderten anderer Soldaten des ganzen Objekts. Und es störte keinen, daß unter den

Losen — der gute Zweck heiligte das Mittel — auch etliche Nieten waren.
Zweihundertneunundachtzigmal kassierte Soldat Wallner an diesem Sonntagvormittag 50 Pfennige. Und fast ebenso oft setzten die Genossen Rose und Herbst ihre Unterschriften unter die Rubrik „Klettern" der Bewerberkarte für das Sportabzeichen. Etwas verschnaufen konnten sie nur, als der Gefreite Nils König gleich fünfmal hintereinander nach oben enterte — leider ohne den erhofften Erfolg, denn die erste Flasche Sekt ging genau zehn Minuten später an den Soldaten Karl Weißbach.
Doch wer von seinen Kameraden auf ein „Sektfrühstück" spekuliert hatte, wurde schwer enttäuscht. Der glückliche Gewinnner blieb fest: „Ein Bier gebe ich aus. Aber die ‚Pulle' nehme ich mit nach Hause!" Die durstigen Kehlen mußten also noch warten. Und damit's ihnen nicht langweilig wurde, inszenierten sie zwischendurch ein (nicht geplantes) Volleyballspiel gegen die Genossen der Kompanie Schmachtow. Wer weiß, vielleicht waren sie mit ihren Gedanken doch zu sehr bei „Rotkäppchen" — jedenfalls verloren sie das Match mit 3 : 2 Sätzen. Übereinstimmender Entschluß: „Nächsten Sonntag gebt ihr uns Revanche!" (Nebenbei bemerkt gelang sie: Mit 3 : 1 Sätzen sogar ganz souverän.)
Indes wickelte sich an der Hochsprunglatte ein dramatisches Duell ab: Soldat Hardenberg contra Unteroffizier Sieber. Die 1,50 m für den goldenen Wiederholungsanhänger hatten alle beide schon längst übersprungen. Aus Jux mühten sie sich jetzt um das beste Ergebnis im Hochsprung aus dem Stand. Eine heute zwar nicht mehr übliche Disziplin, in der aber bis 1912 noch olympische Medaillen vergeben wurden. Seriensieger war damals Ray Ewry aus den USA; 1900 in Paris erzielte er mit 1,65 m seine beste Leistung. So hoch kamen die beiden natürlich nicht. Immerhin schaffte Soldat Hardenberg nach mehreren Versuchen 1,05 m und gewann damit die Privatfehde. Anschließend aber ging es noch eine weitere Stunde um die folgenden zwanzig oder dreißig Plätze, denn genau zählte keiner mit, wie viele Genossen sich außerdem noch in dieser alten olympischen Disziplin übten.
Kurz vor Mittag gab es dann am Klettergerüst das ersehnte „Sektfrühstück" — mit einem genehmigenden Augenzwinkern des Kompaniechefs. Schließlich kam ja auf jeden — der Anwärterkreis auf die Gewinne des Stabsgefreiten Döring und des Soldaten Bienert war zu groß — nur ein halber Feldbecher voll. Genüßlich schlürften die Soldaten das perlende Getränk. In diesem Fall nicht als Krönung eines Abends, sondern eines Vormittags, der das Kompaniekonto Deutschlandtreffen von 59,70 DM auf 204,20 DM erhöht hatte und in dessen Verlauf von den Angehörigen der Kompanie Werner rund 300 Bedingungen für das Sportabzeichen erfüllt worden waren. Meistens, so sagt man, hört in Geldsachen ja die Freundschaft auf — meinten wir am Anfang. Am Ende aber dürfen wir nunmehr sagen, daß sich im gemeinsamen Kampf um ein höheres Spendenergebnis zum Deutschlandtreffen sowohl die Freundschaft zwischen FDJ-Lehmann und ASG-Bartschinski wie die aller Genossen untereinander gefestigt hat. Und vor allem wollen FDJ- und Sportgruppe künftig viel enger zusammenarbeiten, zum Wohle und im Interesse des ganzen Kollektivs. Na denn — Prost! (Lateinisch: Es möge nützen!) FREG



Illustration: Harri Parschau

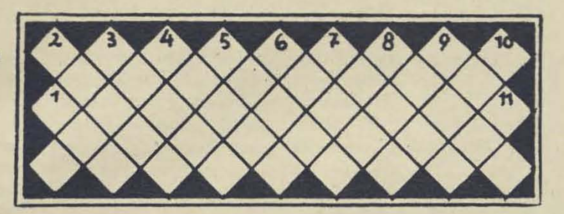


KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Sportvereinigung in der ČSSR, 4. Impfstoff, 8. Vorstoß an Uniformen, 12. Teil der Uhr, 15. Ostseehafen, 16. Operettenkomponist, 17. Elementarteilchen, 18. Sprengkörper, 19. Teil der Antreteordnung, 20. österreich. Lyriker des 19. Jh., 21. Blutgefäße, 23. Nebenfluß des Rheins, 24. Laubvogel, 25. Stadt in Frankreich, 26. Stadt in Italien, 29. Fluß in Polen, 30. Fluß in Spanien, 32. Reisschnaps, 34. Bleikugel in Jagdpatronen, 37. Westfrz. Insel, 40. griech. Buchstabe, 42. Blume, 44. Stromzuführer, 46. Nachricht, Anzeige, 49. Quellnymphe, 51. Organisationsform sozial. Betriebe in der UdSSR, 52. Stoffbehältnis, 54. europ. Hauptstadt, 55. Stadt in der RSFSR, 56. Nebenfluß der Donau, 57. russ. Arbeiterführer und sowj. Staatsmann (1886–1934), 58. Saugwurm, 59. Sportmannschaft, 61. Maßeinheit der elektr. Stromstärke, 64. jugoslawische Insel, 66. Bezeichnung für die Zerlegung des Fernsehbildes in Punkte, 69. männl. Vorname, 72. Liebhaberei, Sucht, 74. Tanz, 76. Nebenfluß des Rheins, 77. Verwaltungseinheit der Sowjetrepubliken, 80. Richtungswinkel am Horizont, 81. Futterpflanze, 83. Nebenfluß der Wolga, 85. Verwestes, 87. Endpunkt eines Streckenwettbewerbs, 90. Komponist der Oper „Mignon", 93. Präsident des DTSB, 94. Einheit bei den Luftstreitkräften, 96. Wagenabdekkung, 97. finn. Bad, 98. alkoh. Milchgetränk, 99. Sieger der Friedensfahrt 1950, 100. vor Maßeinheiten das Zehnfache, 101. Vorbild, 102. Planet, 103. Olympiasieger im Marathonlauf in Rom, 104. Gebirge in Sibirien, 105. Blume, 106. aromot. duftende Pflanze.

Senkrecht: 1. Atomforschungszentrum in der UdSSR, 2. Himmelskörper, 3. Stadt im Bezirk Halle, 4. deutsche Schriftstellerin, 5. altes Längenmaß, 6. türk. Rechtsgelehrter, 7. Oasenstadt in Saudiarabien, 8. See in Ungarn, 9. weibl. Vorname, 10. Nebenfluß der Mosel, 11. musikal. Übungsstück, 12. Stadt in der Ukraine, 13. Stadt an der Elbe, 14. norddt. Kaufmannsbund, im Mittelalter, 22. Nebenfluß des Dnepr., 27. Nebenfluß des Rheins, 28. Fluß durch München, 29. Forstwirtsch. Raummaß, 31. Wintersportgerät, 33. Hafenmauer, 35. Olympiasiegerin in Innsbruck (Abfahrtslauf), 36. Konstrukteur eines Motors, 38. rumän. Währungseinheit, 39. Wendekommando auf Segelschiffen, 40. dt. Antifaschist, 1928 Sekr. d. ZK d. KJVD, 41. hochbrisanter Sprengstoff, 43. deutsche Insel, 44. Korallenriffe, 45. Dienstgrad, 47. Kurswert einer Währung, 48. frz. Schriftsteller („Die ehrbare Dirne"), 50. Staat der USA, 53. südamerik. Hauptstadt, 58. Muse, 59. Ausdruck der Lebensfreude, 60. Wohlgeruch, 62. Kennzeichen, 63. Fluß in Norddeutschland, 65. schweiz. Hochalpental, 67. Wortgebilde, 68. Laubbaum, 70. Fettart, 71. warmer Fallwind, 73. längster Fluß Burmas, 75. Saiteninstrument, 78. Halbinsel Nordamerikas, 79. südeurop. Halbinsel, 81. Produkt der Kokosnuß, 82. Stockwerk, 84. zweithöchster Berg Afrikas. 86. Gestalt aus der „Fledermaus", 88. norweg. Dramatiker, 89. Antreteordnung, 91. einsam, leer, 92. großer Raum, 94. Spitze des Gaffelsegels, 95. dän. Insel.

ALLES KREUZT SICH



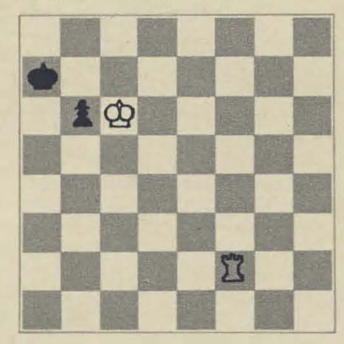
Von der Zahl nach rechts unten: 1. ungar. Revolutionär, Mitbegründer der KPU, 2. deutscher Chemiker, Nobelpreis 1918, 3. europ. Hauptstadt, 4. Stadt in der Beloruss. SSR, 5. bulgar. Lyriker, Dimitroffpreis, 6. Nadelbaum, 7. Bewohner der Halbinsel Kola, 8. Gewürz, 9. geograph. Begriff.
Von der Zahl nach links unten: 3. Spezialgeschütz, 4. Land in Afrika, 5. ital. Schauspielerin, 6. Hochgebirge in Asien, 7. altrömischer Grenzwall in Süddeutschland, 8. Wasserweg, 9. Unpaarhufer der Tropenländer, 10. Laufgraben, 11. dem Wind abgewandte Schiffsseite.

NEUER ANFANG

Terni – Leiste – Ares – Ressel – Ocker – Roman – Arber – Rakel – Liter – Unger.

Bei jedem dieser Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist vor den Wortrest ein neuer Buchstabe zu setzen, so daß wieder sinnvolle Begriffe entstehen. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter ergeben die Bezeichnung für den Anzug eines Kosmonauten.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

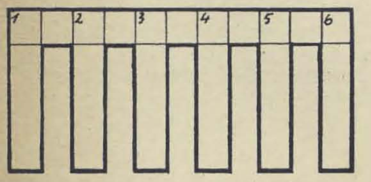
Trotz des geringen Materials keine taube Nuß.
Verfasser: Dr. S. Gold. Nachdruck.
Stellungsbild: Weiß: Kc6, Tf2 (zwei Steine).
Schwarz: Ka7, Bb6 (zwei Steine).

FULLRÄTSEL

1. frz. Naturforscher (Mitbegründer der Mikrobiologie), 2. Vorrat, 3. Antreteordnung, 4. sowj. Nachrichtenagentur, 5. Visiereinrichtung, 6. sowjetischer Karabiner, 7. sowj. Flugzeugkonstrukteur. Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale den Namen für eine Unterabteilung des Bataillons im 18. Jh.
Zur Verwendung kommen die Buchstaben aa b eeeeee iiii j kk l mm nnnnnn ooooooo pp rrrr ssss ttt u v ww.

RÄTSELKAMM

Die Buchstaben a b eeeeeee f g h iiii lll m nn oo p rrr ss tttt x sind so in den Kamm einzusetzen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen:
Senkrecht: 1. Flutmesser, 2. Stadt der ersten modernen Olympischen Spiele, 3. Ind.-Stadt im Ural, 4. engl. Grafschaft, 5. Teil der Turbine, 6. Teil des Rhein-Schiefergebirges. – Waagerecht: Zweig der höheren Mathematik.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 4/1964

SKAT: Die Gegenspieler gewinnen bei folgendem Spielverlauf:
V: Herz 9, Herz As, Pik Bube; H: Pik 9, Herz 10, Pik 10; V: Herz 8, Karo Bube, Herz König; M: Karo Dame, Pik 7, Karo 10; V: Herz 7, Herz Bube, Pik As; M: Kreuz Bube, Pik König, Herz Dame; M: Kreuz 7, Kreuz König, Kreuz As; Der Rest geht an die Gegenspieler.

BAUSTEINCHEN: „Dem Frieden dienen, das Leben achten!"

RÄTSELKAMM: Senkrecht: 1. Tinko, 2. Raabe, 3. Effel, 4. Jalta, 5. Weill – waagerecht: Turgenjew.

BUCHSTABENSTREICHEN: „Ewige Freundschaft – feste Waffenbrüderschaft."

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Tokio, 4. Komik, 8. Paris, 12. Kohle, 15. Stab, 16. Natur, 17. Star, 18. Rabat, 19. Leber, 20. Sauer, 21. Alleg, 22. Emir, 24. Salat, 26. Land, 27. Kanone, 30. Ton, 32. Ober, 34. Totem, 38. Schloß, 40. Altai, 43. Laute, 46. Lena, 49. Enderlein, 50. Lein, 51. Anorak, 53. Ire, 55. Donner, 59. Etat, 60. Nalschik, 63. Erle, 64. André, 66. Traun, 68. Saratow, 70. Arsen, 73. Skat, 75. Ern, 77. Ulster, 81. Maat, 83. Luzon, 85. Akte, 87. Amado, 88. Gogol, 89. Niere, 90. Hanse, 91. Lyon, 92. Heine, 93. Tier, 94. Gemse, 95. Niger, 96. Etmal, 97. Eloge

Senkrecht: 1. Turek, 2. Kuban, 3. Osten, 4. Kali, 5. Oberst, 6. Ines, 7. Karat, 8. Pusan, 9. Arat, 10. Isel, 11. Strahl, 12. Krad, 13. Haleb, 14. Eiger, 23. Met, 25. Lost, 28. Aal, 29. Oran, 31. Schiller, 32. Oslo, 33. Erna, 35. Ohre, 36. Elektron, 37. Mai, 39. Oka, 40. Anode, 41. Terni, 42. Idee, 44. Unita, 45. Elend, 47. Erika, 48. Akron, 52. Naht, 54. Este, 56. Orsk, 57. Nest, 58. Rur, 61. Ara, 62. Iris, 65. Nerz, 67. Ute, 69. Aragon, 71. Sparta, 72. Nut, 73. Slang, 74. Alarm, 75. Euler, 76. Nonne, 78. Lehre, 79. Tango, 80. Riese, 81. Mole, 82. Toni, 83. Lohe, 84. Niet, 86. Keil.

SCHACH: Weiß: Kf7, Dh5, Lh1, Sb6, Sg2, Bd2 – Schwarz: Ke4, Bd4, f6. Zweizüger von W. A. Shinkman. 1. Dh2! Kf5 2. Df4 matt, 1. . . . Kf3 2. Se3 matt, 1. . . . Kd3 2. Se1 matt, 1. . . . d3 2. Df4 matt, 1. . . . f5 2. Se1 matt.



HEFT 5
MAI 1964
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986. Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann László Serfözö, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 2. April 1964

Fotos: Gebauer (23) Titel, S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 28, 39, 40, 41; Abraham (1) S. 16; Nixdorf (1) S. 16; Deutsche Akademie der Künste (1) S. 17; Iwanowa (1) S. 19; Paweleč (1) S. 27; DEFA-Dietrich (1) S. 30; Bach (2) S. 32, 45; Scholsching (1) S. 42; Riederer (3) S. 43; Drowski (1) S. 44; Rowell (1) S. 47; Syndoman (3) S. 50, 51; Militärbilddienst (7) S. 52, 65; Rubach (1) S. 53; Moll (2) S. 58; Gattschikowa (4) S. 62, 63, 64; Flohr (1) S. 67; „Sawjetski woin" (1) S. 73; Archiv (9) S. 18, 66, 67, 71, 73, 75; Kießling (1) Rücktitel.

TITELBILD: U-Boot-Jäger der Volksmarine.

Wie lange waren wir eigentlich nicht mehr hier draußen, in ihrem kleinen Haus in Kleinmachnow. Damals war Rebecca noch Baby, und ihre kleinen Patschhändchen versuchten erste Griffe. Heute übernahm die kleine „Dame" bereits die Aufgaben eines Alleinunterhalters für morgendliche Gäste, denn „Mutti kämmt noch". Auf der Staffelei im Wohnzimmer stand ein noch nicht vollendeter ‚Kinderkopf'. „Bist du das?" erkundigten wir uns bei Angelas zweitem ich. „Ja, Mama malt." Da fiel uns ein, daß Angela eigentlich eine recht begabte Malerin ist, die sich ihr fachliches Grundwissen für diesen Beruf an der Hochschule für bildende Kunst in Weißensee erwarb, nachdem auch für sie als Kind einer Landarbeiterin 1945 ein neues Leben begonnen hatte. Während Rebecca mit einem Rotstift an der weißgetünchten Wand den ersten Versuch eines bunten

STAR-Palette



Angela Brunner

Ostereies vollendete, kam die Hausherrin. „Was macht die Malerei?" fragen wir interessiert. „Ich liebe sie immer noch, die Pinsel sind nicht vertrocknet." Eine große Mappe wird hervorgeholt: Skizzen, Aquarelle, Öl, Kohlezeichnungen. Wir sprechen über Zurückliegendes. Dudow holte sie 1952 von der Kunsthochschule für „Frauenschicksale", Maetzig für die Thälmannfilme, dann kamen „Genesung", „Junges Gemüse". Dazwischen lag die zweite Abschlußprüfung für den weiteren Beruf: Schauspielerin. „Wollte ich eigentlich gar nicht werden, denn ich gehörte zu jenen, die unwissend lamentierten: ‚Mutter häng die Wäsche weg, die Komödianten kommen.' Und dann hatte es auch mich gepackt." Es waren eigentlich nie große Rollen, weder beim Film, noch beim Fernsehen. Und doch fiel ihr Gesicht auf, gefiel ihr Spiel. Die Sehnsucht nach der wirklich erfüllenden Aufgabe blieb bis heute. „Es kommt nicht immer auf die große Rolle an. Wenn es gute Stoffe sind, wenn sie gute Regisseure inszenieren, genügt das schon. Die gute Ensembleleistung ist entscheidend. Sie wird nur erreicht, wenn jeder auf seinem Platz, für sich und das Publikum, die Kraft wie für eine Hauptrolle investiert." Sie hat das in „Nackt unter Wölfen" getan, in „Gewissen in Aufruhr", in „Irrungen und Wirrungen" und vielen anderen Filmen.

M. H.

Von Fall









ZEICHNUNGEN: HENRY BUTTNER



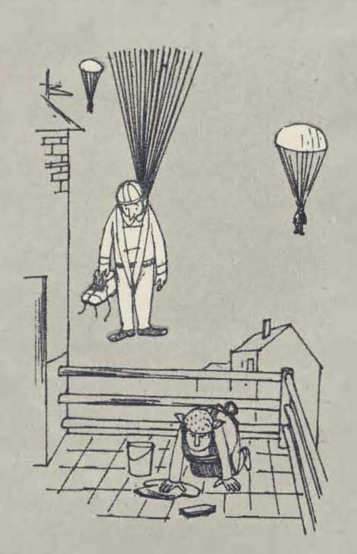




„Welcher gefällt dir am besten?"

zu Fall





Index 31 036

